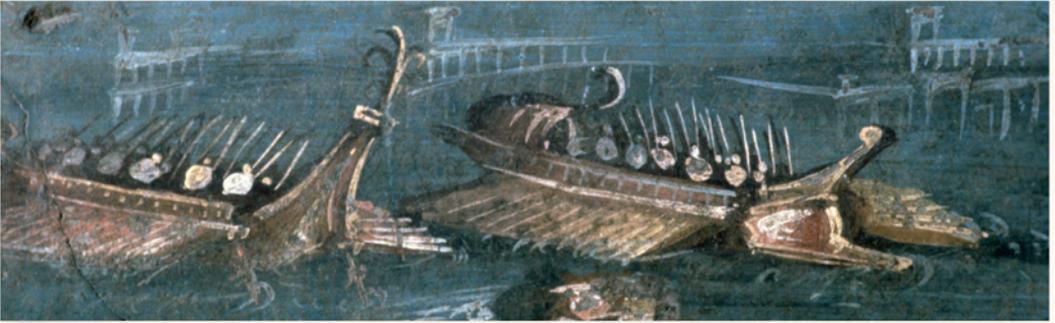


Dominik Maschek



# Die römischen Bürgerkriege

Archäologie und  
Geschichte einer  
Krisenzeit



Dominik Maschek

# **DIE RÖMISCHEN BÜRGERKRIEGE**

Archäologie und Geschichte  
einer Krisenzeit

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Philipp von Zabern Verlag ist ein Imprint der WBG.  
© 2018 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Lektorat: Leonie Hellmayr, Berlin

Gestaltung und Satz: Anja Harms, Oberursel

Einbandabbildung: Haus der Vettier in Pompeji, Detail der Wanddekoration im Triclinium mit der Darstellung aus dem Hafen auslaufender Kriegsschiffe. © akg/Bildarchiv Steffens  
Umschlaggestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt a. M.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8053-4913-0

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8053-5170-6

eBook (epub): 978-3-8053-5171-3

# INHALT

**Vorwort** \_\_ 7

**Einführung: Die Anatomie der römischen Bürgerkriege** \_\_ 10

**DAS TRAUMA DER VERNICHTUNG** \_\_ 21

**Roms mediterrane Revolution im 2. Jh. v. Chr.** \_\_ 22

Das Ende des Ersten Punischen Krieges \_\_ 24

Illyrien als Kampf- und Kontaktzone \_\_ 25

Der Zweite Punische Krieg \_\_ 29

Krieg mit Makedonen und Seleukiden \_\_ 31

Spanien und Gallien \_\_ 34

Der Dritte Makedonische Krieg \_\_ 41

Der griechischsprachige Osten bis zur Zerstörung von Korinth \_\_ 43

Die Vernichtung von Korinth und Karthago \_\_ 49

**Zwischen „Globalisierung“ und Ausbeutung:**

**Die neue Ordnung der Mittelmeerwelt** \_\_ 53

Rom und Italien \_\_ 62

Beginn der römischen Bürgerkriege \_\_ 64

**Eskalationen der Gewalt: Ursachen und Folgen** \_\_ 74

Strategien der Zerstörung \_\_ 75

Gewalt im Mittelmeerraum des 2. und 1. Jh.s v. Chr. \_\_ 83

Gewalterfahrung im Italien des 1. Jh.s v. Chr. \_\_ 91

Vernichtung und Umwidmung kultureller Werte \_\_ 97

Von Fregellae in den Bürgerkrieg \_\_ 106

## **GESELLSCHAFT UND KRISE IM SPÄTREPUBLICANISCHEN ITALIEN \_\_ 109**

### **Land und Stadt \_\_ 110**

Ein politisches Monument der Gracchenzeit \_\_ 110

Landwirtschaft und Gesellschaft \_\_ 120

Die Welt der Städte \_\_ 125

Städte und Migration \_\_ 134

Bevölkerungsdruck und Verletzbarkeit von Eliten \_\_ 141

### **Landbesitz und Gesellschaft in der Bürgerkriegszeit \_\_ 145**

Landreformen und der Weg in den Bundesgenossenkrieg \_\_ 145

Landbesitz und soziale Umwälzungen \_\_ 149

Grabbauten nach dem Bundesgenossenkrieg \_\_ 153

Die Veteranenansiedlungen \_\_ 157

Landverteilungen im Biferno-Tal \_\_ 163

Vermessen und Verteilen, Besitzen und Beherrschen \_\_ 167

### **Bauboom und Konsumverhalten in Zeiten der Krise \_\_ 174**

Monumentale Heiligtümer in Mittelitalien \_\_ 176

Bauprojekte und Generationenfolge \_\_ 181

Bautätigkeit, Gewalt und Gesellschaft \_\_ 191

Genuss und Prestige \_\_ 204

Die politische Brisanz des Konsums \_\_ 215

## **SCHLUSSBETRACHTUNG \_\_ 227**

### **Die langen Schatten der Bürgerkriege \_\_ 228**

### **Anhang \_\_ 243**

Die römischen Bürgerkriege: Chronologische Übersicht \_\_ 244

Antike Autoren und Werke \_\_ 246

Abgekürzte Zeitschriften, Reihen und Lexika \_\_ 249

Literaturverzeichnis \_\_ 253

Anmerkungen \_\_ 311

Bildnachweis \_\_ 340

Abkürzungen römischer Vornamen \_\_ 340

Register \_\_ 341

Der Autor \_\_ 352

## VORWORT

Während diese Sätze geschrieben werden, findet in Europa und im Nahen Osten eine humanitäre Katastrophe statt. Vom syrischen Bürgerkrieg und von den Gräueltaten des selbsternannten „Islamischen Staates“ Vertriebene suchen ihr Heil in der Flucht. Täglich sterben Menschen. Ertrunkene Kleinkinder werden an türkische Strände gespült, andere ersticken in den luftdicht verschlossenen Lastwägen ihrer vermeintlichen Fluchthelfer. Zur selben Zeit ermorden Selbstmordattentäter, von denen nicht wenige in Mitteleuropa aufgewachsen sind, scheinbar wahllos die Angehörigen einer ihrer Meinung nach degenerierten und gottlosen Wohlstandsgesellschaft. Europäische Staaten reagieren auf diesen Terror nach außen hin mit geballter militärischer Macht. Im Inneren herrscht jedoch ein Gefühl der Angst und Ratlosigkeit.

Zugleich wird in vielen Ländern Mittel- und Osteuropas und, was besonders beunruhigend ist, gerade auch in den europäischen Wohlfahrtsstaaten der Zustrom zu nationalistischen und völkisch-radikalen Parteien immer größer. Der Ruf nach der Abgrenzung eines kollektiv-rauschhaft als „Wir“ begriffenen Bildes gegen die „Anderen“ (Migranten, Ausländer, Andersgläubige) wird laut und mischt sich mit dem Wunsch nach charismatischen Führerfiguren. Es geht um die Verteidigung von Privilegien, Besitz und Identität gegen ein zwar nur unscharf wahrgenommenes, aber durch kollektive Paranoia umso mächtigeres Gefühl der Bedrohtheit. Die Geschwindigkeit der Ereignisse erlaubt es dabei kaum, Abstand von ihnen zu gewinnen und ihre Bedeutung kritisch zu reflektieren. Wahlergebnisse werden ungläubig kommentiert oder gar beharrlich ignoriert; Herausforderungen für die Gesellschaftsordnung und das politische System werden zwar teilweise erkannt, doch zum größten Teil mit den traditionellen und daher kaum wirksamen Methoden der Elterngeneration bekämpft.

In historischer Perspektive erscheinen viele dieser Geschehnisse nicht neu: Massmigration, Konflikte um Bürgerrecht und Status, wachsendes Wohlstandsgefälle, religiöse Furcht und das Versagen politischer Eliten im Angesicht von Krisensituationen prägten auch die letzten 100 Jahre der römischen Republik. Sie führten zu grausamen Exzessen innerer Gewalt, die das Leben mehrerer Generationen auf nachhaltige Weise beeinflussten, bevor das republikanische System schließlich offiziell wiederhergestellt, *de facto* jedoch durch die Herrschaft eines Einzelnen abgelöst wurde. Diese Aspekte

der römischen Bürgerkriege waren es, die für mich vor dem Hintergrund aktueller Krisen und Konflikte den Anstoß zu dem vorliegenden Buch gegeben haben.

Sein Entstehen verdankt es darüber hinaus auch den Arbeiten von Enzo Traverso. Fern der Antike hat Traverso die kulturellen und politischen Vorgänge im Europa der Jahre 1914 bis 1945 vor dem Hintergrund eines zum Dauerzustand gewordenen Bürgerkrieges neu gelesen. Vergleichbares wollte ich, gestützt auf historische und archäologische Quellen, für die letzten Generationen der römischen Republik versuchen. Die Auswahl der Themenbereiche und die spezifische Darstellungsweise gehen dabei auf meine Überzeugung zurück, dass die Suche nach Form, Botschaft und Bedeutung antiker Überreste nicht das alleinige Ziel des Archäologen, sondern nur der Beginn einer umfassenderen historischen Erzählung sein kann. Gerade in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie ist ein solcher Ansatz jedoch keineswegs selbstverständlich. Diese Erfahrung hat mich darin bestärkt, diese Arbeit genau so zu schreiben, wie sie nun vorliegt. Denn meines Erachtens besteht die größte Gefahr für die Klassische Archäologie zu Beginn des 21. Jh.s in dem ebenso selbstgerechten wie unreflektierten Rückzug auf „Kernkompetenzen“ und „Fachgrenzen“. Es ist kein Zufall, dass damit häufig auch der Bezug zu historischen Problemfeldern, ja sogar zu den drängenden politischen und sozialen Fragen der Gegenwart verloren geht.

Viele Menschen haben, bewusst wie unbewusst, zum Entstehen dieses Buches und seiner zentralen Ideen beigetragen. Tagungen und Vorträge in Augsburg, Bangor, Berlin, Bochum, Bonn, Cottbus, Darmstadt, Heidelberg, Nottingham, Oxford, Rom, Tübingen, Wien und Zürich gaben mir die Gelegenheit, meinen Gedanken im Dialog mit diskussionsfreudigen Zuhörerschaften schärfere Konturen und Struktur zu verleihen. Meine Studierenden in Darmstadt, Birmingham und Wien waren ebenso scharfsinnige wie unbestechliche Kritiker, wenn es in Seminaren und Vorlesungen darum ging, diese Struktur in eine klarere Sprache zu übersetzen.

Sowohl die Details als auch die großen Linien der Darstellung führten mich immer wieder an die Grenzen meiner fachlichen Expertise. Ohne Diskussion, Ratschläge und Hilfestellung in solchen Situationen wäre das Buch wohl ewiges Fragment geblieben. Mein zutiefst empfundener Dank gilt deshalb den folgenden Personen, die alle auf jeweils unterschiedliche Art und Weise einen Beitrag zum Gelingen dieses Projekts geleistet haben: Christoph Baier, Ed Bispham, Marion Bolder-Boos, Andrea Carini, Alessandro D'Alessio, Janet DeLaine, Gabriel Dette, Francesca Diosono, Burkhard Emme, Paul Erdkamp, Simon Esmonde Cleary, Johanna Fabricius, Manuel Flecker, Lennart Gilhaus, Vibeke Goldbeck, Nikolas Hächler, Moritz Hinsch, Michael Kalina, Rudolf Känel, Fleur Kemmers, Heiner Knell, Valentin Kockel, Patric-Alexander Kreuz, Friedrich Krinzinger, Franziska Lang, William Mack, Caterina Maderna, Marion Meyer, Marcello Mogetta, Sven Page, Patrizio Pensabene, Federico Santangelo, Thomas Schäfer, Andreas Schmidt-Colinet, Barbara Sielhorst, Kai Töpfer, Monika Trümper, Claudia Widow, Ulrike Wulf-Rheidt und Mantha Zarmakoupi.

Beim Verlag Philipp von Zabern hat Constanze Holler die erste Phase des Buchprojekts tatkräftig begleitet. Julia Rietsch und Regine Gamm führten ihre Arbeit nicht nur

weiter, sondern ertrugen selbst die größten Flauten und Stürme meiner auktorialen Produktivität mit unglaublicher Geduld und nie versiegender Zuversicht. Holger Kieburg war ein großartiger Navigator in schwierigen Gewässern.

Besonderen Dank schulde ich Johannes Lipps sowie meinen Eltern, Renate und Dietrich Maschek, die beinahe das gesamte Manuskript vor Drucklegung gelesen und mich vor einigen Irrtümern und sprachlichen Fehlgriffen bewahrt haben. Alle noch bestehenden Fehler oder Ungenauigkeiten sind selbstverständlich dem Autor anzulasten, ebenso wie etwaige Fehlstellen im Anmerkungsapparat, der aus Gründen der Textökonomie vergleichsweise schlank gehalten werden musste.

Letzten Endes wäre das Schreiben dieses Buches jedoch niemals möglich gewesen, hätte ich nicht vor vielen Jahren das Zittern der Zeit im Zug nach Neapel verspürt. Gewidmet ist es deshalb den drei Menschen, die jeden Tag meines Lebens mit Wärme und Licht erfüllen: Konstantin, Julian und Ute, ich danke euch!

*Fichtelgebirge und Birmingham, November 2017*

# EINFÜHRUNG

## DIE ANATOMIE DER RÖMISCHEN BÜRGERKRIEGE

*I hate that drum's discordant sound, / Parading round, and round, and round: /  
To me it talks of ravaged plains, / And burning towns and ruin'd swains, / And  
mangled limbs, and dying groans, / And widows' tears, and orphans' moans, /  
And all that Misery's hand bestows, / To fill a catalogue of woes.*

SCOTT OF AMWELL (1782)

Im Jahr 1931 beendete der deutsche Klassische Archäologe Friedrich Wilhelm Goethert die Arbeit an seiner Doktorarbeit mit dem Titel „Zur Kunst der römischen Republik“. Goethert, geboren 1907, studierte ab 1926 drei Jahre lang in Berlin, bevor es ihn nach Leipzig und schließlich nach Köln zog. Es waren turbulente Zeiten: Goetherts Studien zur spätrepublikanischen Kunst entstanden auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise. Im Jahr 1929 gab es in Berlin 664 Konkurse und 450.000 Arbeitslose. Bis Dezember 1932 stieg die Arbeitslosenzahl sogar auf 630.000, knapp 15 % der Berliner Gesamtbevölkerung. Es kam zu Demonstrationen und Ausschreitungen. Gewalt zwischen links- und rechtsextremen Gruppen war an der Tagesordnung. Allein der „Blutmai“ des Jahres 1929 forderte in Berlin über 30 Tote und Hunderte Verletzte. Im selben Jahr zog die NSDAP erstmals in das Berliner Stadtparlament ein. Bei den Reichstagswahlen am 6. November 1932 erreichte sie dann bereits 25,9 % der Stimmen. Zu dieser Realität stand Goetherts Doktorarbeit im denkbar größten Gegensatz. Obwohl er sich mit einer der massivsten Krisenzeiten der europäischen Geschichte beschäftigte, ging es ihm ausschließlich um künstlerischen Stil und um die Details römischer Tracht. Seine Betrachtungen zur Kunst der römischen Republik vermieden nicht nur alles Politische, sondern auch jeden konkreten Bezug zu gesellschaftlichen Problemfeldern.<sup>1</sup>

Ein solcher Ansatz wäre heute undenkbar. Sowohl Politik als auch Gesellschaft sind seit den späten Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts verstärkt in das Blickfeld der deutschsprachigen Klassischen Archäologie gerückt. Vor allem Paul Zanker und Tonio Hölscher widmeten sich der politischen Deutung von Bau- und Bildwerken und deren sozialer Funktion. Doch ihr besonderes Interesse galt dem Übergang zwischen der Re-

publik und dem Zeitalter des Augustus mit seiner ebenso überbordend-überwältigenden wie konsensual-kalmierenden Bildsprache. Die Klassische Archäologie verliebte sich in die vielbeschworene Macht der Bilder.<sup>2</sup> Zugleich entfernte sie sich von den fundamentalen Problemen der Geschichte: Hunger und Armut, Konflikt und Gewalt. Die Beschäftigung mit solchen Interessen konnte im letzten Jahrzehnt des Kalten Krieges problemlos in die verrufene Ecke marxistischer Ideologie gerückt werden, und auch der Niedergang des „real existierenden Sozialismus“ trug nicht dazu bei, ihre Popularität zu steigern.<sup>3</sup> Die Interessen, stärker aber noch die Sprachregelung der Klassischen Archäologie waren stattdessen in erster Linie an der Konsens- und Konsumkultur der bürgerlichen Mitte orientiert. Nicht ohne Grund fiel die archäologische Erforschung der römischen Bürgerkriegszeit im deutschsprachigen Raum daher in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts in einen bis heute anhaltenden Dornröschenschlaf.

Außerhalb Deutschlands erfreuen sich archäologische Forschungen zur späten römischen Republik hingegen nach wie vor großer Beliebtheit. Gerade in Italien, Großbritannien und den Niederlanden stehen dabei wirtschaftliche und religiöse Themen im Vordergrund. Hier werden sie allerdings überschattet von dem alles dominierenden Begriff der „Romanisierung“, also der Herausbildung einer „römischen“ Kultur auf der Apenninenhalbinsel während des 2. und 1. Jh.s v. Chr. Auf diesem Feld hat sich seit den späten Sechzigerjahren des 20. Jh.s eine rege Forschungsdebatte entsponnen, die zur Zeit größtenteils außerhalb des deutschen Sprachraumes stattfindet und noch zu keinem verbindlichen Deutungsmodell geführt hat. So hatte man in den Siebziger- bis Neunzigerjahren zunächst vorrangig mit dem Konzept der „Akkulturation“ argumentiert, innerhalb dessen wiederum die beiden Prozesse „Romanisierung“ und „Hellenisierung“ voneinander unterschieden wurden. In den letzten 20 Jahren ist im englischsprachigen Raum ebenso wie in Italien und in den Niederlanden allerdings eine wahre Flut an archäologischen Publikationen entstanden, die diese Begriffe kritisch beleuchten: Stattdessen wurden und werden nun verstärkt kulturgeschichtliche Modelle für multiple und hybride Identitäten, Konzepte für lokale Innovation und Resistenz, aber auch Ansätze der Globalisierungstheorie, der Sprachwissenschaften, der Religionswissenschaften und der Soziologie auf das spätrepublikanische Italien angewendet. All diesen Ansätzen ist gemeinsam, dass sie die großen Erzählungen dekonstruieren und an deren Stelle eine dynamischere, aber auch wesentlich kleinteiligere Lesart vorschlagen. Sie arbeiten innerhalb Italiens vom 3. bis zum 1. Jh. v. Chr. Dutzende Mikroregionen heraus, die miteinander in mehr oder weniger starkem Kontakt standen, im Endeffekt aber von einer Vielzahl kultureller Ausdrucksformen gekennzeichnet waren.<sup>4</sup>

Aus diesen archäologischen Forschungen geht klar hervor, dass Rom und große Teile Italiens in den letzten zwei Jahrhunderten vor der Zeitenwende außergewöhnlich intensiven Veränderungsprozessen unterworfen waren, und zwar in wirtschaftlicher ebenso wie in sozialer und kultureller Hinsicht. Noch vor dem Zweiten Punischen Krieg war Rom zur stärksten Militärmacht in Italien geworden. Die Eroberung der Iberischen Halbinsel und der Sieg über mehrere hellenistische Königreiche weiteten diese Vormachtstellung ab dem Ende des 3. Jh.s v. Chr. innerhalb weniger Jahrzehnte auf den ge-

samten Mittelmeerraum aus. Eine Flut an Kriegsbeute und Sklaven erreichte Italien. Landwirtschaft, Rohstoffgewinnung und Handel nahmen einen dramatischen Aufschwung. Das städtische Leben pulsierte. Dieser Befund eines ständigen Aufschwungs im 2. und 1. Jh. v. Chr. stützt sich vor allem auf eine enorme Fülle an archäologischem Material. Trotz einiger erkennbarer Einschnitte hat es in dieser Zeit auf der Apenninhalbinsel offenbar eine ungebrochene Entwicklung zu wachsendem und verbreitetem Wohlstand gegeben. Andererseits geht aber aus den Schriftquellen auch eindeutig hervor, dass von 133 v. Chr. bis zu Sullas Diktatur und danach wieder ab den Fünfzigerjahren bis zum Sieg des Octavian über Marc Anton und Kleopatra in Rom und Italien eine mehr oder minder bruchlose Zeit innerer Konflikte herrschte. In diesem Zeitraum muss ein großer Prozentsatz der Bevölkerung direkt und über mehrere Generationen hinweg massiv von innerer Gewalt betroffen gewesen sein.

Nun gibt es in der historischen und archäologischen Forschung Tendenzen, jeweils einen Teil des verfügbaren Quellenmaterials gegenüber dem anderen zu bevorzugen, also etwa entweder ganz besonders „krisenaffine“ Erzählungen vor dem Hintergrund der literarischen Quellen zu entwickeln oder aber sich mit Blick auf Kunstwerke und Konsumgüter auf die vorrangig positiven Aspekte einer „spätrepublikanischen Kulturrevolution“ zu konzentrieren.<sup>5</sup> Keines der beiden Erklärungsmodelle berücksichtigt allerdings die Möglichkeit, dass in den verschiedenen Quellengattungen unterschiedliche Informationen über *dieselben* gesellschaftlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Prozesse eingelagert sein könnten.

Mit dem vorliegenden Buch möchte ich deshalb einen neuen Blick auf das spätrepublikanische Italien versuchen. Literarische Quellen und archäologisches Material stehen dabei gleichberechtigt nebeneinander. Ihre vordergründigen Widersprüche sehe ich nicht als Problem, sondern vielmehr als Herausforderung zu einer möglichst ganzheitlichen Deutung. Zwei Begriffe dienen mir dabei als Orientierungspunkte: Erstens das Konzept der „Krisenzeit“, die ich nicht anhand von festen Jahreszahlen, sondern als Abfolge menschlicher Generationen verstehen möchte; und zweitens die Idee des „Bürgerkrieges“, den ich nicht bloß als politisches, sondern vor allem als gesellschaftliches und kulturelles Phänomen begreife.

Mit wenigen Zeitabschnitten innerhalb der klassischen Antike ist der Begriff der Krise so einschlägig verknüpft wie mit der späten römischen Republik. Schon Cornelius Nepos, geboren um 110 v. Chr., sprach für die Zeit Ciceros von „Umwälzungen des Staatswesens“ (*mutationes rei publicae*).<sup>6</sup> Der 20 Jahre jüngere Sallust war der Meinung, dass die Republik nach den Kriegen des späten 2. Jh.s v. Chr. in eine Phase des Niedergangs eingetreten sei. Dafür machte er in erster Linie das Fehlen äußerer Feinde und das damit verbundene Nachlassen der römischen *virtus*, einer kriegerischen wie politischen Kardinaltugend, verantwortlich. Luxus habe zu Neid, Neid zu Habsucht geführt, und an diesem Verfall der moralischen Werte sei die Republik letzten Endes zerbrochen.<sup>7</sup> Krieg und Eroberung und die damit einhergehende Überdehnung des Römischen Reiches sah im 18. Jh. auch der französische Philosoph und Staatstheoretiker Montesquieu als Grund für die Krise und den Niedergang der Republik an.<sup>8</sup>

Knapp 100 Jahre später bewertete Theodor Mommsen die innere Krise Roms nach der Zeit der Gracchen als Vorstufe für eine politische „Revolution“ der Bürgerkriegsjahre; später folgte ihm Ronald Syme in dieser Ansicht. Christian Meier war hingegen der Meinung, dass die innere Struktur und Eigenlogik der römischen Politik weniger zu einer Revolution als letzten Endes zu einer „Krise ohne Alternative“ geführt habe. Der Ernst der Lage sei von führenden römischen Senatoren zwar erkannt worden, doch das traditionelle politische System habe wirkungsvolle Gegenmaßnahmen dauerhaft verhindert. Auch Jochen Bleicken identifizierte eine längerfristige Entwicklung als Ursache für die Bürgerkriege des 1. Jh.s v. Chr., nämlich die politisch-strukturelle Krise der aristokratischen Gesellschaft. In Karl Christs umfassender kulturgeschichtlicher Darstellung zu „Krise und Untergang der römischen Republik“ wurde der Krisenbegriff in erster Linie dazu verwendet, um den Revolutionsbegriff zu vermeiden. Ähnlich wie bei Meier und Bleicken diente er Christ stattdessen dazu, eine Reihe längerfristiger struktureller Probleme zu beschreiben, die er bis an den Beginn des 2. Jh.s v. Chr. zurückverfolgte. Erich Gruen hingegen bewertete die römische Republik bis in die Fünfzigerjahre des 1. Jh.s v. Chr. als ein überaus stabiles Staatswesen, das nur aufgrund einer Verkettung individueller Entscheidungen in einen Strudel innerer Gewalt geraten und letzten Endes daran zerbrochen sei. Eine gänzliche Abkehr vom Konzept der Krise einer als Einheit begriffenen späten Republik hat zuletzt Harriet Flower versucht. Stattdessen unterschied sie in der Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Punischen Krieges und dem Jahr 49 v. Chr. nicht weniger als vier verschiedene „Römische Republiken“, die letzten Endes durch eine Kette von generationenübergreifenden Gewalterfahrungen in das Chaos der finalen Bürgerkriege gestürzt worden seien.<sup>9</sup>

Abgesehen von solchen Fragen der historischen Bewertung und Periodisierung haben sich in jüngster Zeit unter anderem Karl-Joachim Hölkeskamp, Egon Flaig und Uwe Walter erneut mit Struktur, Tradition und Dynamik der spätrepublikanischen Zeit beschäftigt.<sup>10</sup> Dabei ging es nicht zuletzt um die Wahrnehmung und gesellschaftliche Verarbeitung von politischer und gesellschaftlicher Instabilität, etwa in Form von Ritualen, Festen oder Denkmälern. Diese Betrachtungsweise hat enormes Potenzial: Jenseits der reinen Ereignisgeschichte bietet sie eine Möglichkeit, die Mentalität der spätrepublikanischen Gesellschaft zu rekonstruieren. Doch das Hauptaugenmerk liegt dabei nach wie vor auf Rom und auf einem bloß vergleichsweise kleinen Teil der politisch aktiven Oberschicht, nämlich den Senatoren und ihren gruppenspezifischen Darstellungsformen und Verhaltensweisen. Der Rest von Italien wird dabei ebenso vernachlässigt wie scheinbar profanere Bereiche jenseits von Politik und Erinnerungskultur, allen voran jene Aspekte der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zu deren Kenntnis die Archäologie der letzten 50 Jahre einen wesentlichen Beitrag leisten konnte.<sup>11</sup> Es stellt sich also die Frage, wie man Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Mentalität der späten Republik ganzheitlich betrachten kann, ohne die alten Konzepte einer „Revolution“ oder „Krise ohne Alternative“ wieder aufleben zu lassen. Ein Blick auf moderne Krisentheorien hilft hier weiter.

Seit einigen Jahren werden, nicht zuletzt dem modernen Zeitgeschehen verpflichtet, Krisen in den Geschichtswissenschaften generell wieder verstärkt diskutiert. Man ver-

sucht dabei, sich von älteren, zyklischen Krisenmodellen abzugrenzen und die gesellschaftlichen Ursachen von Krisen gegenüber ihrer vermeintlichen Unausweichlichkeit stärker zu betonen. Moderne Krisentheorien legen ihren Schwerpunkt nicht nur auf ökonomische und politische, sondern auch auf gesellschaftliche und im weiteren Sinne kulturelle Faktoren. Der Trend geht außerdem ganz klar weg von der Betonung *der* großen Krise schlechthin und hin zu Abfolgen von einzelnen krisenhaften Zeiträumen oder Ereignissen. Die Gefahr dabei besteht allerdings in der Atomisierung des Faktenwissens, die eine ganzheitliche Betrachtung und damit wiederum auch den klaren Befund einer historischen Krise verhindert – denn die Krise muss ja auch abgrenzbar bleiben von einer wie auch immer gearteten Normalität.<sup>12</sup>

Noch in der ersten Hälfte des 20. Jh.s war Krisentheorie vor allem eine Domäne der marxistischen Ökonomie und Geschichtsschreibung. Der Schlüssel der marxistischen Krisentheorie war und ist *immer* die ökonomische Krise, die im Grunde eine Krise der kapitalistischen Produktionsweise ist und sich eigenlogisch aus dieser ergeben *muss*. Kulturelle, gesellschaftliche und politische Auswirkungen folgen der ökonomischen Krise, werden selbst jedoch nicht als deren Auslöser gesehen.<sup>13</sup> Es wurde schon lange erkannt, dass diese Theorie der Krise nach Marx nicht ausreicht, um die Vorgänge in den letzten 100 Jahren der römischen Republik lückenlos zu erklären. Trotzdem kann die Idee einer fundamentalen Spannung zwischen sozialen Gruppen nach wie vor als ein brauchbares analytisches Konzept dienen. In allen frühen komplexen Gesellschaftsformen befanden sich die Angehörigen von Eliten und Unterschichten nämlich stets in einem direkten Konflikt, da zwar alle Gruppen von denselben Überschüssen lebten, die Eliten sich aber nicht körperlich an der Erwirtschaftung dieser Überschüsse beteiligten.<sup>14</sup>

Dieser grundsätzliche Konflikt prägte auch die Gesellschaft der römischen Republik: Er existierte zwischen Sklavenhaltern und Sklaven, zwischen Bauern und Großgrundbesitzern, zwischen Patronen und Klienten, zwischen Vätern und ihren Familienmitgliedern.<sup>15</sup> Ein Ansatz, der nach der ungleichen Verteilung von Wohlstand und Macht in einer solchen Gesellschaft fragt, ist also nach wie vor legitim. Allerdings muss er um zusätzliche Faktoren erweitert werden. Zu jeder Zeit gab es nämlich nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle und politische Regeln, Normen und Vorstellungen, die den Interessen einzelner Gruppen nutzten. Dieses Regelwerk wurde über die Generationen hinweg tradiert, war dabei jedoch niemals statisch. Durch soziale Spannungen und offene Gewalt konnte es sich verändern, wobei die Motivation für solche Konflikte nicht immer offen zutage trat. Bereits Marx war sich voll auf der Tatsache bewusst, dass der „Klassenkampf“ keineswegs zu jeder Zeit im Bewusstsein aller handelnden Akteure – mögen sie nun zur herrschenden Oberschicht oder zu den Beherrschten gehört haben – gegenwärtig war: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.“<sup>16</sup>

Für eine neue Betrachtung der späten römischen Republik als Krisenzeit ist außerdem von Bedeutung, dass die klassische marxistische Krisentheorie seit den frühen Siebzigerjahren des 20. Jh.s in wesentlichen Bereichen modifiziert wurde. Besonders

einflussreich war ein von Jürgen Habermas vertretenes Modell, das er in seinem Buch „Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus“ eingehend begründet hat. Habermas unterscheidet darin grundlegend zwischen vier Formen der Krise: Erstens die ökonomische Krise, zweitens die Rationalitätenkrise, drittens die Legitimationskrise und viertens die Motivationskrise. Die ökonomische Krise und die Rationalitätenkrise sind Krisen auf Systemebene: Erstere betrifft das Wirtschaftssystem und bezeichnet einen Zustand der materiellen Stagnation oder sogar Rezession; zweitere äußert sich in einem zunehmenden Gegenwarts- und Zukunftspessimismus größerer sozialer Gruppen und beeinflusst somit die gesellschaftliche Mentalität. Im Gegensatz dazu betreffen Legitimations- und Motivationskrisen in erster Linie die Individuen eines Systems und erst auf zweiter Ebene das System selbst. Durch diese abgestufte Betrachtungsweise wird es möglich, auch soziale und kulturelle Faktoren in die vorrangig auf wirtschaftliche Zusammenhänge konzentrierte Krisentheorie zu integrieren. Die Krise ist nach Habermas eine Situation, in der der Legitimationsdruck auf die herrschende Elite so groß wird, dass er durch konventionelle Verfahren wie etwa Politik oder Rituale nicht mehr kompensiert werden kann.<sup>17</sup> Wie wir noch sehen werden, war der Zeitraum der römischen Bürgerkriege nur äußerst bedingt von wirtschaftlichen Krisen geprägt, sehr wohl jedoch von verschiedenen, mehr oder weniger langlebigen Formen der Rationalitäten-, Motivations- und Legitimationskrise. Um diese zu erkennen und zu beschreiben, muss man auch das frühere 2. Jh. v. Chr. wieder stärker in den Blick nehmen.

Wie steht es nun aber mit der Nachweisbarkeit von Krisen in den archäologischen Wissenschaften? Krisen können mit archäologischer Methodik ja nur vor dem Spektrum der materiellen Kultur definiert und erkannt werden, und dies setzt voraus, dass es möglich ist, einen qualitativen Unterschied zwischen Krise und Stabilität aus den Überresten antiker Kulturen abzuleiten. In der Klassischen Archäologie verlässt man sich bei der Definition von Krisenzeiten traditionellerweise auf die Aussage der Schriftquellen. Beispielhaft für diese Tendenz können die Arbeiten von Paul Zanker, Eugenio La Rocca und Gilles Sauron genannt werden, in denen die Vielfalt von künstlerischen Ausdrucksformen in den letzten 100 Jahren der römischen Republik als das mehr oder minder exakte Spiegelbild einer politisch instabilen Zeit interpretiert wurden. Ähnliches gilt letzten Endes auch für die marxistisch unterfütterten Deutungsmodelle von Ranuccio Bianchi Bandinelli, Filippo Coarelli, Andrea Carandini und Mario Torelli. In all diesen Ansätzen diente das archäologische Material in erster Linie dazu, die Aussage der antiken Texte zu bestätigen.<sup>18</sup>

Wie problematisch eine solche Beurteilung jedoch sein kann, mag das Beispiel der Spätantike verdeutlichen. So hat man im Anschluss an die einflussreichen Arbeiten von Peter Brown und Walter Pohl die Zeit vom 4. bis zum 6. Jh. n. Chr. als eine Periode gesehen, die trotz aller Veränderungen doch im Wesentlichen von Stabilität und Prosperität geprägt gewesen sei. Das war allerdings vor allem auf den östlichen Mittelmeerraum und auf das Verhalten von sozialen Eliten bezogen, während zugleich Archäologen und Historiker wie Bryan Ward-Perkins und Peter Heather auf die eindeutig krisenhaften Züge der Spätantike im westlichen Teil des Römischen Reiches und in Teilen Italiens

hinwiesen. Jeweils abhängig vom gewählten Blickwinkel und von der Auswahl des Quellenmaterials kann man die Spätantike also entweder als eine Periode weitgehender Stabilität oder aber als eine veritable Katastrophenzeit sehen. Regional und teilweise sogar lokal begrenzte Krisenphänomene spielen dabei eine zentrale Rolle und können zu stark voneinander abweichenden Deutungen führen.<sup>19</sup>

Auf deutlich breiterer methodischer Grundlage führt man die theoretische Diskussion um die archäologische Erkennbarkeit von Krisenzeiten seit bereits 50 Jahren in der Ur- und Frühgeschichte. Als einflussreich für die Rekonstruktion von Krise und Kollaps in prähistorischen Gesellschaften hat sich ein Modell von Colin Renfrew erwiesen. Grundsätzlich sah Renfrew den hohen Grad der Spezialisierung in frühen Hochkulturen als potenziell krisenfördernd an: Unter günstigen Bedingungen war es für diese Gesellschaften eine zielführende Strategie, die Spezialisierung und damit die Produktion qualitativ hochwertiger Güter zu maximieren. Daraus resultierten Bevölkerungswachstum und Wohlstand. Allerdings konnten soziale und wirtschaftliche Wandlungsprozesse eine solche Gesellschaft auch leichter in den Kollaps führen als eine weniger stark spezialisierte und im Erwirtschaften ihrer Lebensgrundlage flexiblere Gesellschaft. Die Steigerung der gesellschaftlichen Komplexität bewirkte also generell eine höhere Anfälligkeit für Krisen. Ausgehend von dieser Grundannahme erstellte Renfrew eine umfangreiche Liste von archäologisch erkennbaren Krisenmerkmalen. Dabei unterschied er zwei Hauptkategorien, nämlich erstens den unmittelbaren Kollaps und zweitens die Zeit, die auf diesen Kollaps folgt. Renfrew stellte außerdem fest, dass ein sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zusammenbruch sich durchaus über drei bis vier Generationen erstrecken kann, und dass man dabei auch verstärkt mit gewaltsamen Konflikten, Bevölkerungsverschiebungen, Zerstörungen und dem Legitimationsverlust alter Eliten zu rechnen hat.<sup>20</sup>

Wir müssen also die kurz- und langfristigen Muster im Handeln der geschichtlichen Akteure rekonstruieren, wenn wir Spuren der Krisenzeit in der materiellen Kultur der späten römischen Republik erkennen wollen. Hierzu gilt es, die archäologischen Reste wieder stärker als Produkte menschlichen Handelns und gesellschaftlicher Vorgänge zu untersuchen. Denn obwohl uns im Gegensatz zur prähistorischen Archäologie auch eine reiche schriftliche Überlieferung zur Verfügung steht, verweist die materielle Kultur jener Zeit doch auch auf eine ganze Reihe von Prozessen, die entweder gar nicht oder zumindest nicht hinreichend von den Schriftquellen abgedeckt werden. Etliche Beispiele dafür werden in den folgenden Kapiteln behandelt: Wohnhäuser und Heiligtümer, Stadtkultur und Landwirtschaft, Grabdenkmäler und Staatsmonumente. Anders als die literarischen Quellen ist dieses archäologische Material jedoch in den meisten Fällen nicht erst im Nachhinein entstanden, sondern stellt ein unmittelbares Produkt seiner Zeit dar. Spätrepublikanische Kunstwerke, Gebäude, Siedlungen und Alltagsgegenstände dürfen deshalb nicht aus der Warte des modernen Beobachters in eine als unausweichlich erscheinende historische Entwicklung eingebettet werden. Sie waren wichtige Bestandteile jener Welt, in der die Betrachter, Bewohner und Produzenten lebten. Die wesentlichen Maßstäbe für diese Menschen und ihr Handeln bildeten die Er-

fahrungen der Vergangenheit und ihrer eigenen Gegenwart, nicht jedoch die dem antiken und modernen Historiker bereits bekannten Ereignisse der Zukunft.<sup>21</sup>

Aus diesem Grund untersucht dieses Buch die Krisenzeit der späten römischen Republik in einer generationenübergreifenden Perspektive. Diese Betrachtungsweise entspricht nun nicht nur dem stark auf die Bedeutung von Ahnenreihen ausgerichteten Selbstverständnis der zeitgenössischen römischen Oberschicht, sondern sie setzt auch früher ein als in den gängigen Darstellungen der späten Republik, die zumeist mit der Zeit der Gracchen beginnen. Meines Erachtens erhält diese Verschiebung ihre Berechtigung, wenn man sich etwa vor Augen führt, dass Publius Cornelius Scipio Nasica Serapio, der 133 v. Chr. als Pontifex Maximus den Kampf gegen Tiberius Gracchus anführte, um 180 v. Chr. geboren wurde; oder dass eben dieser Tiberius Gracchus nur 18 Jahre jünger war und seine Geburt dementsprechend ebenfalls noch in das zweite Viertel des 2. Jh.s v. Chr. fiel. Vergleichbares gilt für die bestimmenden Akteure des ausgehenden 2. und frühen 1. Jh.s v. Chr., so etwa für Gaius Marius, geboren 158/157 v. Chr., oder für seinen erbittertsten Widersacher, Lucius Cornelius Sulla, geboren 138 v. Chr. Diese Überlagerung von menschlichen Biographien und Erfahrungshorizonten definiert einen Zeitraum, der grob gesprochen die vier Generationen zwischen dem Ende des Dritten Punischen Krieges und dem Prinzipat des Augustus umfasst.<sup>22</sup>

Die dabei von mir verwendete Idee der „Generation“ folgt einer berühmten Studie des spanischen Soziologen Carmelo Lisón Tolosana. Am Beispiel eines Dorfes im Nordosten der Iberischen Halbinsel arbeitete Lisón Tolosana drei Typen von sich jeweils überlappenden Generationen heraus, die er in erster Linie nach sozialen und nicht nach biologischen Kriterien definierte: Nach seiner Deutung gab es innerhalb der Dorfgemeinschaft zu jeder Zeit eine „schwindende“, eine „lenkende“ und eine „aufstrebende“ Generation. Die Zugehörigkeit zu diesen Generationen definierte sich einerseits stark über Prestige und Besitz, andererseits aber auch über das kulturelle Vermächtnis vorangegangener Generationen, die gegenwärtige historische Situation und die Zukunftsvisionen einzelner Mitglieder. Zwischen den verschiedenen Generationen der Dorfgemeinschaft entspannen sich regelmäßig heftige Aushandlungsprozesse, insbesondere wenn es um die Einführung von Neuerungen, etwa in der Landwirtschaft und in der dörflichen Infrastruktur, oder um die Errichtung neuer Gebäude ging. Dominiert wurden diese Debatten immer von der „lenkenden“ Generation. In dem von Lisón Tolosana untersuchten Dorf war diese „lenkende“ Generation im Jahr 1961 zwischen 39 und 54 Jahre alt. Die öffentlichen Ämter des Dorfes wurden ausnahmslos von ihren Mitgliedern kontrolliert. Nicht weniger als 16 biologische Generationen waren 1936 bis 1939 im Spanischen Bürgerkrieg aktiv als Soldaten beteiligt gewesen – alle davon gehörten im Jahr 1961 zur „lenkenden“ Generation. Die Erfahrung des Bürgerkrieges schlug sich folglich im Selbstbild und im kollektiven Bewusstsein des Dorfes nieder und beeinflusste seine weitere Entwicklung selbst noch ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des Konfliktes.<sup>23</sup>

Die Abfolge der sozialen Generationen liegt allen weiteren Überlegungen in diesem Buch zugrunde. Einzelne außergewöhnliche Biographien bezeugen den historischen Wert einer solchen Betrachtungsweise. So begegnet etwa in einer Inschrift aus der etrus-

kischen Nekropole von Tarquinia ein 106-jähriger, der in seiner Jugend gegen Hannibal im Zweiten Punischen Krieg gekämpft hatte. Nehmen wir an, dass dieser Mann damals etwa 20 Jahre alt gewesen war, so wäre er gegen Ende der Dreißigerjahre des 2. Jh.s v. Chr. gestorben. Sein ungewöhnlich langes Leben schlug also einen bruchlosen Bogen zwischen dem späten 3. Jh. v. Chr. und den gewalttätigen Unruhen zur Zeit des Tiberius Gracchus. Ähnlich liegt der weitaus berühmtere Fall des römischen Ritters Titus Pomponius Atticus, der vor allem durch seine Freundschaft mit Cicero bekannt geworden ist. Atticus wurde im Jahr 110 v. Chr. am Beginn des Krieges gegen den numidischen König Jugurtha geboren und starb am 31. März des Jahres 32 v. Chr. Sein Leben umfasste also die gesamten letzten acht Dekaden der römischen Republik und endete nur ein Jahr vor dem Sieg des Octavian über Marc Anton bei Actium, beide ebenfalls Kinder einer Bürgerkriegsgeneration. Es ist deshalb kaum verwunderlich, dass der etwa gleichaltrige Biograph Cornelius Nepos seine Lebensbeschreibung des Atticus als Sittenspiegel der späten Republik gestaltete. Der durch die Abfolge solcher Lebensgeschichten definierte Zeitraum – also grob gesprochen das verschobene Jahrhundert vom Ende des Dritten Punischen Krieges bis zur Schlacht von Actium – war geprägt von Erfahrungen, die sich über die entsprechenden Generationen hinweg fortsetzten, verdichteten und veränderten, jedenfalls aber immer voneinander abhängig waren. Menschliche Erfahrung und menschliches Handeln bilden somit die zentralen Maßstäbe der vorliegenden Untersuchung.<sup>24</sup>

Das führt mich schließlich zu der in diesem Buch vertretenen Idee des „Bürgerkrieges“. Darunter möchte ich, anders als in traditionellen Beschreibungen der späten Republik, nicht nur punktuelle Gewaltausbrüche verstehen, wie sie etwa in den Jahren von 88 bis 82 v. Chr. oder von 49 bis 45 v. Chr. stattfanden. Stattdessen geht es mir um die Charakterisierung eines längeren Zeitraumes, der zwar in den Dreißigerjahren des 2. Jh.s v. Chr. begann, doch aufgrund der genannten Generationenfolge auch noch unmittelbar mit der ersten Hälfte des 2. Jh.s v. Chr. verbunden war und ungebrochen bis in die Jahrzehnte nach Actium andauerte. Massive innere Gewalt war eine der prägenden Erfahrungen dieses verschobenen Jahrhunderts. Schon die Gracchen, Angehörige eines alten Adelsgeschlechts, wurden von ihresgleichen moralisch verurteilt und schließlich ermordet. Öffentliche und private Gewalt blieben bis in die frühaugusteische Zeit prägend für die römische Innenpolitik und die gesamte politische Kultur. Im Vergleich mit anderen historischen Epochen – so etwa dem Dreißigjährigen Krieg oder dem Englischen Bürgerkrieg – ist davon auszugehen, dass eine solche Situation nicht ohne Auswirkung auf die geistige und materielle Kultur der betroffenen Zeit geblieben sein kann.<sup>25</sup> Die Sicht der römischen Quellen lässt hier keine Zweifel offen. Spätrepublikanische und kaiserzeitliche Autoren, allen voran Tacitus, stellten die Unruhen der Gracchenzeit in eine Reihe mit dem Bundesgenossenkrieg, dem Kampf zwischen Marius und Sulla, dem Bürgerkrieg zwischen Pompeius und Caesar und den Schlachten der Vierziger- und Dreißigerjahre des 1. Jh.s v. Chr. Die Beschreibung der „römischen Bürgerkriege“ als ein mehrere Generationen überspannendes Epochen- und Mentalitätsphänomen wird durch diese Betrachtungsweise gerechtfertigt.<sup>26</sup>

Auch die jüngsten Entwicklungen in der Bürgerkriegsforschung unterstützen einen solchen Perspektivwechsel. Hier gilt das Interesse von Historikern, Soziologen und Politikwissenschaftlern seit einigen Jahren verstärkt der gesellschaftlichen und kulturellen Dynamik von Bürgerkriegen.<sup>27</sup> Dem Zeugnis der archäologischen Überreste kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, da die Schriftquellen in Bürgerkriegssituationen immer bis zu einem gewissen Grad suspekt sind. Man misstraut der historischen Überlieferung und vermutet allenthalben Übertreibungen. Scheinbar neutrale Berichte, wie sie nach dem Ende von Konflikten von Historikern oder politischen Gremien häufig verfasst werden, lassen diese Skepsis nicht schwinden, da im Anschluss an Bürgerkriege stets ein starkes Bedürfnis nach Relativierung und Revisionismus besteht. Moderne Debatten wie jene um den Völkermord an den Armeniern oder die Massenmorde während des Jugoslawien-Krieges führen diese Problematik klar vor Augen. Der Grund dafür liegt darin, dass die Ausübung von Gewalt in Bürgerkriegssituationen für jede Gesellschaft mit der Überschreitung sozialer Normen verbunden ist. Es gibt unterschiedliche Mechanismen, um diese Überschreitung zu legitimieren: Religiöse und politische Rituale gehören ebenso dazu wie die Neuordnung von Besitzverhältnissen, das Entstehen neuer Eliten oder die Erfindung neuer Symbole und Ideen.<sup>28</sup>

Noch in Ronald Symes epochalem Werk „The Roman Revolution“, das im Jahr 1939, am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, erschien, spielten solche Überlegungen zu Kultur und Gesellschaft der späten römischen Republik im Vergleich mit den politischen Ereignissen nur eine untergeordnete Rolle. Dieselbe Haltung dominierte auch die einschlägigen Untersuchungen der Nachkriegszeit. Erst vor wenigen Jahren plädierte Josiah Osgood in seinem Buch „Caesar’s Legacy“ eindringlich für eine regelrechte Kultur der Bürgerkriegszeit, allerdings nur für den Zeitraum von 44 bis 31 v. Chr.<sup>29</sup> Das Ziel meines Buches ist es, diesen Ansatz auf ein ganzes Jahrhundert auszuweiten, nämlich auf die Jahrzehnte von etwa 146 bis etwa 30 v. Chr., wobei einzelne kurze Zeitabschnitte ebenso wie lange Generationenfolgen in den Blick genommen werden sollen, um ein möglichst ganzheitliches Verständnis der historischen und kulturellen Abläufe zu erreichen.

Krise und Bürgerkrieg sind jedoch keineswegs im Sinne einer ständigen Abwärts-spirale zu verstehen. Im Gegenteil haben sie eine Vielzahl möglicher Erscheinungsformen, die über einen längeren Zeitraum immer wieder auftreten können. Aus diesem Grund sollen in den folgenden Kapiteln anhand aussagekräftiger Beispiele im Großen und Ganzen zwei Ebenen untersucht werden. Erstens möchte ich zeigen, wie der Bürgerkrieg kurzfristig und auf traumatische Weise in das Bewusstsein der spätrepublikanischen Gesellschaft einbrechen konnte. Zweitens ist mit Blick auf die Abfolge der sozialen Generationen aber auch nach den langfristigen Auswirkungen dieser Ereignisse zu fragen. Wie setzte sich die Kultur des Bürgerkrieges in bestimmten sozialen Schichten fest? Wie prägte sie die Wertvorstellungen, die Kunst und Alltagskultur dieser Gesellschaftsgruppen, und warum wurde sie für deren Mitglieder zum bestimmenden Maßstab ihres Handelns?

Zur Klärung dieser Fragen untersucht das erste Kapitel vor dem Hintergrund der römischen Eroberungszüge zunächst die Rolle von Gewalt und Vernichtung im Mittel-

meerraum des 2. und 1. Jh.s v. Chr. Diese breit angelegte Betrachtungsweise ist nötig, um in einem zweiten Schritt den besonderen, traumatischen Charakter der inneren Gewalt für Rom und Italien seit dem späten 2. Jh. v. Chr. herausarbeiten zu können. Religiöse Sorgen und Ängste spielen dabei eine ebenso wichtige Rolle wie die Auslöschung von Menschenleben, die Zerstörung von Kulturlandschaften und die Umwälzung sozialer Ordnungen. Das zweite Kapitel widmet sich dann den vielfältigen Verbindungen zwischen Gesellschaft und Krise in der Bürgerkriegszeit. Die Lebensgrundlagen der bäuerlichen Gesellschaft werden hier ebenso thematisiert wie die Entwicklung der Städte, politische Reformen, Landverteilungen, monumentale Bautätigkeit und die Veränderungen des Konsumverhaltens.

Die Darstellung stützt sich auf eine kombinierte Auswertung von schriftlichen und archäologischen Quellen. Aus den Texten haben wir Informationen zum Verlauf der Ereignisgeschichte, zu den Formen der staatlichen Organisation, zur Ausstattung des privaten Lebensraums und zu religiösen Vorstellungen; durch archäologische Forschungen kennen wir die Überreste von öffentlichen Bauten, Wohnhäusern, Bauernhöfen, Heiligtümern und Gräbern. Gut bekannt sind außerdem die naturräumlichen, infrastrukturellen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, die dem Alltagsleben in der späten Republik ihren Stempel aufdrückten und zu Mobilität, sozialer Differenzierung und einer Frühform der kapitalistischen Mehrwertproduktion führten. Ebenso bekannt sind familiäre Strukturen, Definitionen von Rang und Status sowie die Rolle des Individuums auf unterschiedlichen Ebenen der Gesellschaft. Wenig erforscht ist hingegen die Art und Weise, wie sich die Gewalt und die Konflikte der Bürgerkriegszeit auf eine derart komplexe Gesellschaft auswirkten und welche Spuren sie in Kunst, Architektur und Alltagskultur hinterließen. Wer waren die Sieger, die Geschichte machten? Und wie sah die Geschichte der Verlierer aus?

DAS TRAUMA DER  
VERNICHTUNG

## ROMS MEDITERRANE REVOLUTION IM 2. JH. V. CHR.

An einem heute nicht mehr genau bekannten Tag des Jahres 125 v. Chr., wohl noch in der ersten Jahreshälfte, zog eine römische Armee unter Führung des Prätors Lucius Opimius durch das südliche Latium.<sup>1</sup> Ihr Ziel, die Stadt Fregellae, lag unweit des modernen italienischen Ortes Ceprano, knapp 100 Kilometer südlich von Rom und somit zwei bis drei Tagesmärsche entfernt. Fregellae war als Kolonie latinischen Rechts 200 Jahre zuvor gegründet worden und hatte sich als wichtiger und loyaler Bundesgenosse an den großen Kriegen Roms in Nordafrika und im östlichen Mittelmeerraum beteiligt. Seit dem späten 3. Jh. v. Chr. führte die strategisch bedeutsame Lage der Stadt an der Via Latina, der Haupttroute durch die Flusstäler des Trevis (Sacco) und des Liris (Liri), zu einigem Wohlstand, der sich nicht zuletzt in einem beachtlichen urbanistischen Aufschwung äußerte. Das neue rechtwinkelige Straßenraster entsprach fortschrittlichen Kriterien der Stadtplanung. Es wurde von einem Forumsplatz mit angrenzenden Säulenhallen, öffentlichen Gebäuden und luxuriös ausgestatteten Thermen dominiert. Ein Aquädukt sicherte die Versorgung mit fließendem Wasser. Auf einer Terrasse oberhalb des Stadtgebietes erstreckte sich zudem ein großes Heiligtum für den Heilgott Aesculapius. Alles in allem war Fregellae eine prosperierende italische Stadt, die über die maßgeblichen zivilisatorischen Errungenschaften ihrer Zeit verfügte. Doch gegenüber der heraufziehenden Gefahr sollten sich sowohl der beträchtliche Wohlstand als auch der in den Heiligtümern angerufene göttliche Beistand als wirkungslos erweisen. Die Stadt befand sich nämlich im Aufstand gegen Rom, und der römische Prätor Opimius führte sein Heer im Auftrag des Senats, um Fregellae zu bestrafen. Noch im selben Jahr war die Stadt vernichtet und von der Landkarte getilgt.<sup>2</sup>

In der modernen Geschichtsschreibung ist die Zerstörung Fregellae bislang nur eine kleine, vergleichsweise unbedeutende Episode geblieben. Dem erfolglosen Versuch einer latinischen Stadtgemeinde, sich gegen die römische Vormachtstellung aufzulehnen, wurde im größeren geopolitischen Kontext des ausgehenden 2. Jh.s v. Chr. kaum Beachtung geschenkt. Auch an den Prätor Opimius erinnert man sich heute vor allem in Zusammenhang mit der von ihm vier Jahre später organisierten Beseitigung des Gaius

Gracchus und seiner Anhänger. Das heißt: Die Rebellion von Fregellae wird im modernen Urteil von den Ereignissen des knapp 40 Jahre später ausgebrochenen Bundesgenossenkrieges ebenso an den Rand gedrängt wie die federführende Rolle des Lucius Opimius von seinem späteren Konsulat und von seinem Kampf gegen Gaius Gracchus. Eine solche Beurteilung ist uns heute problemlos möglich, da wir über den weiteren Verlauf der historischen Ereignisse informiert sind. Doch dieses Wissen birgt zugleich die potenzielle Gefahr, die *zeitgenössische*, vorwärts gewandte Bedeutung all dieser Begebenheiten nur unvollständig zu erfassen.

Bereits für viele Zeitgenossen der späten Republik, aber auch noch für die Antiquare und Historiker der Spätantike war klar, dass der Eroberung und Vernichtung von Fregellae ein wichtiger Platz im weiteren politischen und kulturellen Panorama der Jahrzehnte zwischen 150 und 120 v. Chr. gebührte. Die Auslöschung der Stadt ist bereits Symptom einer neuen Zeit, einer Zeit der inneren Gewalt und der Bürgerkriege, die Rom und Italien fast 100 Jahre lang in Atem halten sollten. In traditionellen Darstellungen fokussierte man sich dabei meistens auf die stadtrömische Politik. In diesem Zusammenhang wird als Beginn dieser Bürgerkriegsepoche zumeist das Jahr 133 v. Chr. angeführt, in dem die Reformversuche des Volkstribunen Tiberius Gracchus scheiterten und Gracchus von seinen Gegnern getötet wurde. Doch weder die Ereignisse des Jahres 133 v. Chr. in Rom noch die Zerstörung von Fregellae im Jahr 125 v. Chr. können voraussetzungslos gedacht werden, und der Fall von Fregellae vereint in sich gleich mehrere Stränge von Ursache und Wirkung, die bis in das 3. Jh. v. Chr. zurückreichen. Am auffälligsten ist sicher, dass die Vorgänge des Jahres 125 v. Chr. einen neuen, radikaleren Umgang Roms mit seinen italischen Verbündeten zeigen. Dieses Problemfeld wird zwar in der gängigen Auslegung vom Beginn der „römischen Bürgerkriege“ im Jahr 133 v. Chr. ebenfalls angesprochen, doch nimmt man dabei in aller Regel den römischen Betrachterstandpunkt ein. Diese auf Rom zentrierte und von der römischen Senatsherrschaft aus gedachte Perspektive gilt es zu überwinden, um die Krisenzeit des 2. und 1. Jh.s v. Chr. in das richtige Verhältnis zu rücken und sie nicht nur als stadtrömisches, sondern vielmehr als auf ganz Italien bezogenes, wenn nicht sogar mediterranes Ereignis begreifen zu können.

Im Folgenden geht es deshalb darum, möglichst viele Facetten herauszuarbeiten, die nicht nur das politische Agieren der römischen Elite erklären, sondern auch den Blick auf das weitere kulturgeschichtliche Panorama des späten 2. Jh.s v. Chr. freigeben. Dabei werden zwei Ziele verfolgt: Zunächst soll gezeigt werden, wie sich die Rolle Roms im Mittelmeerraum seit dem 3. Jh. v. Chr. bis zum Fall von Fregellae entwickelte. Dies erfolgt zwar skizzenhaft, aber immer unter möglichst gesamtheitlicher Berücksichtigung von historischen Quellen und archäologischen Erkenntnissen. Danach wird untersucht, was bei der Auslöschung Fregellae konkret geschah, und was uns diese Vorgänge ihrerseits über den Beginn der römischen Bürgerkriege verraten können.

## Das Ende des Ersten Punischen Krieges

Die Radikalität und Geschwindigkeit der römischen Expansion in den westlichen und östlichen Mittelmeerraum war bereits für die antiken Geschichtsschreiber, allen voran Polybios, ein Phänomen von epochalen Ausmaßen. Der Sieg über Karthago im Ersten und im Zweiten Punischen Krieg, die sukzessive Eroberung der Iberischen Halbinsel und die rasante Überwindung mehrerer hellenistischer Königreiche im Osten hatten die von Rom ausgeübte Hegemonie ab dem Ende des 3. Jh.s v. Chr. innerhalb von wenigen Generationen auf den gesamten Mittelmeerraum ausgeweitet. Zu den neu gewonnenen oder unter römischen Einfluss geratenen Gebieten gehörte seit 241 v. Chr. insbesondere Sizilien. Der Großteil der Insel stand nach dem Ende des Ersten Punischen Krieges unter direkter römischer Kontrolle, im Südosten herrschte der mit Rom verbündete König Hieron II. von Syrakus über die Territorien mehrerer griechischer Städte. Nur drei Jahre später kamen auch die vormals von Karthago beherrschten Inseln Korsika und Sardinien hinzu, die seit dem Jahr 227 v. Chr. zu einer gemeinsamen Provinz zusammengefasst wurden. Die römische Machtausübung gestaltete sich allerdings aufgrund von anhaltenden, in euphemistischer Weise als Aufstände bezeichneten Kämpfen mit der einheimischen Bevölkerung über mehr als 100 Jahre hinweg äußerst schwierig.<sup>3</sup> Dennoch war die Einrichtung der Provinzen auf Sizilien, Sardinien und Korsika von enormer Bedeutung für die Veränderung der römischen Territorialpolitik in der zweiten Hälfte des 3. Jh.s v. Chr., da dies die ersten bedeutenden Gebiete außerhalb Italiens waren, die direkt von römischen Magistraten verwaltet wurden. Bezeichnete der Begriff „Provinz“ (*provincia*) zunächst alle militärischen und verwaltungstechnischen Aufgaben dieser Statthalter, so nahm er aufgrund der naturräumlichen Gliederung der kontrollierten Gebiete doch bald auch Züge eines territorialen Herrschaftsraumes an. Da eine exakte verwaltungsrechtliche Definition aber lange Zeit unterblieb, hatten die jeweiligen Statthalter einen durchaus beträchtlichen Spielraum in der Auslegung ihrer Kompetenzen und militärischen Ziele.<sup>4</sup>

Diesen Umstand spiegeln nicht zuletzt die Ergebnisse neuerer archäologischer Forschungen wider: So blieben etwa auf Sardinien die althergebrachten Siedlungsmuster, Hausformen und Bestattungssitten erhalten. Eine Übernahme römischer Architektur oder Stadtplanung fand im 3. und 2. Jh. v. Chr. kaum statt. Andererseits gibt es im selben Zeitraum aber auch klare Hinweise auf eine veränderte Landnutzung, eine Intensivierung landwirtschaftlicher Produktion und ein verstärktes Aufkommen römischer Keramik. Okkupation bedeutete im Fall von Sardinien also offenbar weniger eine massive kulturelle Überformung, als vielmehr die forcierte Integration der Insel in ein mediterranes Wirtschaftssystem, das auf die Maximierung von Gewinnen und die Zahlung von Tributen an die neuen Machthaber ausgerichtet war.<sup>5</sup>

Dies trifft auch auf Sizilien zu. Die Insel war bereits seit dem 7. Jh. v. Chr. von einem Nebeneinander mehrerer Kulturen geprägt. An den Küsten lagen griechische Koloniestädte, im Hinterland einheimische Siedlungen, die mehr oder weniger starken Kontakt zu den Griechen pflegten. Weite Teile von Westsizilien hatten sich außerdem seit dem späten 5. Jh. v. Chr. unter karthagischer Kontrolle befunden und wiesen sowohl in ihren

Siedlungsformen als auch in ihrer materiellen Kultur starke punische Einflüsse auf. Viele Aspekte dieser kulturellen Vielfalt blieben bis in die späte Republik bestehen. Die unmittelbarste Folge der römischen Eroberung scheint weniger in einer kulturellen Assimilation als in der Eingliederung Siziliens in den römischen Militär- und Wirtschaftsbereich bestanden zu haben. Ein deutlicher Anstieg von italischen Weinamphoren im Fundspektrum einiger sizilischer Zentren weist auf einen Austausch hin, der sich in erster Linie auf die von Rom geforderten Tributzahlungen stützte. Der zum größten Teil in Getreidelieferungen zu leistende Zehnte der Provinz Sizilien wurde nämlich seit dem Beginn des 2. Jhs v. Chr. über den kampanischen Hafen Puteoli nach Rom transportiert. Im Gegenzug kam kampanischer Wein nach Sizilien, ein Geschäft, von dem nicht nur die römischen und italischen Produzenten und Händler (*negotiatores*), sondern auch die beteiligten Gemeinden auf Sizilien profitieren konnten.

Trotz dieser spürbaren Intensivierung des Warenverkehrs ist allerdings auch zu beobachten, dass die Prägung und der Umlauf lokaler Münzen, mit der wichtigen Ausnahme der Silberprägungen, nach der römischen Eroberung nicht endeten. Dieses Geld setzten die sizilischen Städte nicht nur dazu ein, um römische Garnisonstruppen zu finanzieren, sondern auch, um selbst militärische Kontingente zu unterhalten und den Schutz der Insel gegen Seeräuber zu organisieren. Dies zeigt das Weiterbestehen lokaler Verwaltungsformen an und beweist, dass eine vollständige wirtschaftliche Integration zwischen Mittelitalien und Sizilien im modernen Sinne bis in das 1. Jh. v. Chr. eindeutig nicht erreicht worden ist.

Vielmehr beruhte diese Form der Wirtschafts- und Verwaltungspolitik auf persönlichen Kontakten zwischen führenden Familien. So fungierten die römischen Claudii Marcelli nach der Eroberung von Syrakus durch Marcus Claudius Marcellus im Jahr 212 v. Chr. als Patrone der Stadt. Ihrerseits bemühten sich auch die örtlichen Eliten intensiv um Kontakte zu einflussreichen Familien des römischen Senats, wie insbesondere aus den im Jahr 70 v. Chr. gehaltenen Reden Ciceros gegen Gaius Verres, den ehemaligen Statthalter von Sizilien, hervorgeht. Eine Mischung aus militärischer Oberhoheit, indirekter Machtausübung und gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen verbanden also die Führungsschichten in Rom und die im 3. Jh. v. Chr. neu eingerichteten Provinzen. Dieses Muster sollte sich später auch andernorts wiederholen.<sup>6</sup>

### **Illyrien als Kampf- und Kontaktzone**

Einen weiteren Meilenstein in der Entwicklung Roms zur mediterranen Großmacht stellte der erneute Sieg über Karthago im Zweiten Punischen Krieg dar. Bereits der im Jahr 167 v. Chr. als Kriegsgefangener im Gefolge des Feldherren Lucius Aemilius Paullus nach Rom gekommene griechische Historiker Polybios zog diesen militärischen Erfolg heran, um das folgende Ausgreifen der römischen Herrschaft in den griechischen Osten zu erklären. Folgerichtig ließ er seine Darstellung der römischen Geschichte mit dem Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges im Jahr 218 v. Chr. beginnen.<sup>7</sup> Doch die Expansion Roms in den östlichen Mittelmeerraum hatte schon 10 Jahre vor dem neuerlichen Aufflammen des Konfliktes mit Karthago eingesetzt. Die anhaltende Piraterie, die

sich insbesondere gegen die Schifffahrt zwischen Griechenland und Süditalien richtete, sowie die Ermordung eines senatorischen Gesandten führten im Jahr 229 v. Chr. zum Ausbruch eines Krieges zwischen Rom und dem illyrischen Stamm der Labeaten. Mehrere griechische Küstenstädte standen Rom dabei als Verbündete zur Seite. Innerhalb nur eines Jahres hatte ein von beiden Konsuln befehligtes römisches Heer die Illyrer besiegt.

In dem folgenden Friedensvertrag mussten die Labeaten schmerzvolle Gebietsverluste hinnehmen und Tributzahlungen leisten. Die Küstenstadt Epidamnos kam unter dem neuen Namen Dyrrhachium unter römisches Protektorat, ebenso wie das nördlich gelegene Apollonia und die Insel Korkyra (das heutige Korfu). Rom hatte damit auch erstmals durch das militärische Eingreifen zugunsten von Verbündeten seine Rolle als Schutzmacht an der Ostküste des adriatischen Meeres nachdrücklich unterstrichen. Doch diese Form der indirekten Kontrolle war nicht von langer Dauer. Nur 10 Jahre nach dem Ersten Illyrischen Krieg brachen erneut Kampfhandlungen aus, als sich im Jahr 219 v. Chr. ein zuvor Rom gegenüber loyaler illyrischer Machthaber mit dem makedonischen König verbündete und von Neuem die Küsten Griechenlands unsicher machte. Wie bereits im Konflikt mit den Labeaten entsandte der Senat unverzüglich ein konsularisches Heer, das den Krieg noch innerhalb desselben Jahres zu einem erfolgreichen Ende brachte. Die östliche Küste der Adria war damit zu unmittelbarem römischem Einflussgebiet geworden.<sup>8</sup> Die konkrete Bedeutung dieses von den Schriftquellen überlieferten Sachverhaltes ergibt sich freilich erst aus jüngeren archäologischen Untersuchungen, die Gebiete in Slowenien, Albanien, Griechenland, Bosnien-Herzegovina, Kroatien, Serbien und Montenegro umfassen. Die Adriaküste kann danach im Wesentlichen in zwei große Zonen geschieden werden: Einerseits das südliche Illyrien und Epirus, wo die ersten römischen Militäroperationen stattfanden, andererseits der nach Nordwesten anschließende Küstenstreifen mit dem angrenzenden Hinterland bis zu der heutigen kroatischen Küstenstadt Poreč.

Konzentriert man sich zunächst auf die südliche Zone, so ist die Beobachtung wichtig, dass sich größere Städte, abgesehen von den in den Küstenregionen gelegenen griechischen Kolonien, hier vergleichsweise spät herausbildeten.<sup>9</sup> Erst ab dem 3. Jh. v. Chr. differenzierten sich die einheimischen Siedlungen in ihrer Binnenstruktur soweit aus, dass sie mit hellenistischen Stadtanlagen verglichen werden können. Öffentliche Plätze und sakrale Großbauten begegnen erst jetzt, ebenso wie rechtwinkelige Straßensysteme und aufwendige Peristylhäuser. Dem entsprechen weitere Hinweise auf eine in zunehmendem Maße urbanisierte Gesellschaft, insbesondere die Münzprägung und inschriftlich genannte, gewählte Beamte, die ihr Vorbild eindeutig in den griechischen Kolonien hatten. Zudem kam es auch zu einer Übernahme der griechischen Schrift und griechischer Personennamen. In politischer Hinsicht fungierten die Städte als Hauptorte von kleinen Bundesstaaten (*koinà*) mit jeweils autarker Landwirtschaft. Die volle Ausprägung dieses Systems war im südlichen Illyrien spätestens ab den Siebzigerjahren des 3. Jh.s v. Chr. erreicht. Zur selben Zeit traten die südillyrischen Städte in Kontakt mit den illyrischen Königen, spielten im Zuge der Illyrischen Kriege Roms aber auch

immer wieder eine wichtige und durchaus eigenständige Rolle, die zum kleinteiligen und oft unübersichtlichen Charakter der dortigen strategischen Situation in wesentlichem Maße beitrug.<sup>10</sup> Die Tradition der kleinen *koinà* lebte in Süddillyrien schließlich bis in die Mitte des 1. Jh.s v. Chr. weiter, wenn etwa im Zuge des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompeius illyrische Kontingente noch mit ihren jeweiligen *koinon*-Bezeichnungen erwähnt werden.<sup>11</sup>

Ein anderes Bild bieten die weiter nördlich gelegene Adriaküste und ihr Hinterland, die sich zum größten Teil auf dem Gebiet des heutigen Kroatien befinden.<sup>12</sup> Für eine sehr lange Zeit, nämlich während des gesamten 2. und 1. Jtsd.s v. Chr., handelte es sich bei den Zentren des nordadriatischen Raumes um befestigte Höhensiedlungen mit kaum ausgeprägten urbanen Zügen. Diese Situation änderte sich erst im 2. Jh. v. Chr., also noch später als im südlichen Illyrien, dann allerdings auf einschneidende Weise. Die alten Siedlungen entlang der Küste verwandelten sich durch entsprechende urbanistische Veränderungen in hellenistisch-römische Städte.

Ein gutes Beispiel dafür ist Poreč, das römische Parentium, an der istrischen Küste. Im 2. Jh. v. Chr. wurde hier eine Ansiedlung römischer Bürger, ein *oppidum civium Romanorum*, gegründet. An derselben Stelle gab es schon eine vorgeschichtliche Siedlung, die von der römischen Stadt vollständig überlagert wurde. Bereits der einheimische Ort hatte wohl als zentraler Hafen für mehrere der im Hinterland liegenden Siedlungen gedient. Die römische Neugründung trug dieser Situation Rechnung und besetzte damit einen wichtigen geostrategischen Punkt, an dem der Menschen- und Warenverkehr zwischen Meer und Binnenland kontrolliert werden konnte. Vergleichbares lässt sich auch in Tarsatica (Rijeka) und in Pola (Pula) beobachten, wo ebenfalls bereits vorhandene wichtige Küstenorte durch römische Gebäude und Stadtplanungskonzepte in städtische Zentren transformiert wurden.<sup>13</sup>

Im Großen und Ganzen können dabei drei Formen der städtebaulichen Entwicklung unterschieden werden. Im ersten Fall kam es zur Anlage eines neuen städtischen Zentrums. Durch die Verlagerung der damit verbundenen politischen, sakralen und wirtschaftlichen Funktionen verlor die alte Siedlung ihre Bedeutung. Dies ist etwa in Pula, Flanona (Plomin) oder Curicum (Krk) zu beobachten. Im zweiten Fall bildete die römische Gründung die Erweiterung einer bereits bestehenden einheimischen Höhensiedlung, wobei der neue Vorort dann, wie etwa in Salona (Solin), zum Kern der späteren römischen Stadt wurde. Eine dritte Strategie bestand in bewusster topographischer Kontinuität, wobei die römischen Städte direkt über den alten Höhensiedlungen angelegt wurden. Dies lässt sich insbesondere in mehreren unmittelbar an der Küste gelegenen Orten wie Parenzo, Apsorus (Osor) und Aenona (Nin) nachweisen.<sup>14</sup>

Die befestigten Höhensiedlungen im Binnenland existierten hingegen weiter, wenn auch auf einer veränderten sozialen und wirtschaftlichen Basis. Diese scheinbar gegenläufigen Prozesse von Urbanisierung und Siedlungskontinuität werden freilich nur als Teile in einem größeren Gesamtbild verständlich. Rom kontrollierte nämlich weite Abschnitte der östlichen Adriaküste und vor allem das angrenzende Hinterland bis in das 1. Jh. v. Chr. hinein nicht durch unmittelbare militärische Okkupation, sondern durch

Verträge und Kontakte mit einheimischen Stammesgruppen. Dabei profitierten die Römer von tief greifenden sozialen und politischen Veränderungen, die nicht zuletzt durch ihr eigenes Ausgreifen in den ostadriatischen Raum angestoßen worden waren: Seit dem 7. Jh. v. Chr. hatte sich die hier lebende Bevölkerung in kleineren Gruppen organisiert. Ihre Siedlungsformen, Gebrauchsobjekte und Waffen wiesen Einflüsse sowohl der griechischen Küstenstädte als auch der La-Tène-Kultur des keltischen Mitteleuropa auf. Gerade die wirtschaftliche und politische Auseinandersetzung mit den griechischen Kolonien führte ab dem frühen 4. Jh. v. Chr. dazu, dass sich aus den ursprünglichen Kleingruppen deutlich größere Verbände entwickelten: Die materiellen Überreste zeigen eine Gesellschaftsform mit schärferen Hierarchien an, die sich vor allem aus den reich mit Waffen und Prestigeobjekten ausgestatteten Gräbern erschließen lässt.

Offenbar war es den Anführern der neuen Großgruppen also möglich, sich mit einer bewaffneten Gefolgschaft zu umgeben, die schlagkräftig genug war, um ausgedehntere Regionen zu kontrollieren. Ab dem frühen 2. Jh. v. Chr. äußerte sich diese Kontrolle in der Beschaffung von Sklaven, Tierhäuten und Vieh, die dann zum Teil, vor allem über Aquileia und andere Handelsstützpunkte wie Narona im südlichen Dalmatien, an römische *negotiatores* verhandelt wurden. Im Gegenzug erhielten die Anführer jene Mengen an Wein, Olivenöl, Fisch und Meeresfrüchten, die sie zur Aufrechterhaltung ihres mediterran geprägten Lebensstils benötigten.<sup>15</sup> Es ist mit Sicherheit kein Zufall, dass antike Geschichtsschreiber etwa zeitgleich damit beginnen, diese neu entstandenen Großgruppen auch mit konkreten Namen zu belegen: So tauchen bei Polybios im Zusammenhang mit Ereignissen des Jahres 180 v. Chr. zum ersten Mal die „Delmatae“ auf; Livius erwähnt für das Jahr 171 v. Chr. erstmals die „Iapodes“. Ebenfalls im 2. Jh. v. Chr. erscheinen die „Pannonii“ auf der historischen Bühne, wobei die Bezeichnung von antiken Autoren wechselweise für verschiedene einheimische Gruppen zwischen den Flüssen Save und Drau verwendet wurde.<sup>16</sup>

Aus der Kombination von archäologischen und literarischen Quellen wird also klar, dass Ursache und Wirkung des sogenannten römischen Imperialismus auf der östlichen Seite der Adria in einem fast schon paradoxen Wechselspiel zu suchen sind: Erst die Berührung mit den stärker urbanisierten Zonen im südlichen Illyrien und in Epirus, insbesondere jedoch mit den Römern, führte zur Herausbildung von stärker zentralisierten Herrschaftsstrukturen und größeren regionalen Verbänden. Die Anführer dieser Verbände waren einerseits von den Handelskontakten zum mediterranen Raum abhängig. Ihre Macht vor der jeweils eigenen Gruppe rechtfertigten sie durch die von dort bezogenen Prestigegüter. Andererseits war die auf diese Weise hergestellte Dominanz aber auch zerbrechlich, da derartige Herrschaftssysteme immer stark von der Gefolgschaft der übrigen gesellschaftlichen Elite abhängen. Gerade für die nur in den Küstengebieten wirklich präsenten Römer muss es deshalb teilweise schwierig gewesen sein, die Gemengelage innerhalb der einzelnen Großgruppen richtig zu beurteilen. Stabile Beziehungen zwischen Rom und den illyrischen und dalmatischen Siedlungsverbänden waren über einen längeren Zeitraum hinweg nicht aufrechtzuerhalten. Dies gilt umso mehr, als die Beutezüge, die eine der Grundlagen für die einheimischen Anführer im

östlichen Adriagebiet bildeten, sich letzten Endes sowohl gegen benachbarte Gruppen als auch immer wieder gegen Rom selbst richteten. Ein deutliches Symptom dafür ist nicht nur die bis weit in das 2. Jh. v. Chr. hinein verbreitete Piraterie, sondern auch der mit Sicherheit von den regionalen Eliten organisierte Handel mit Sklaven aus dem ost-adriatischen Binnenland.<sup>17</sup> Auf diese Weise blieb die Region, bei aller Multikulturalität, bis in die frühe Kaiserzeit ein von endemischer Gewalt und wirtschaftlicher wie militärischer Ausbeutung geprägtes Pulverfass.

### Der Zweite Punische Krieg

An einem solchen regionalen Brennpunkt entzündete sich auch der beinahe zeitgleich mit dem Zweiten Illyrischen Krieg ausgebrochene Zweite Punische Krieg. Anders als in Illyrien waren dabei allerdings die Einsätze um ein Vielfaches höher und die Machtstrukturen viel schärfer ausgeprägt: Erstens standen sich mit Rom und Karthago jene zwei großen Antagonisten gegenüber, die bereits 30 Jahre zuvor einen mit großer Brutalität und enormen Verlusten an Menschen und Material ausgefochtenen Kampf um die Gebiete und Ressourcen des zentralen Mittelmeerraumes geführt hatten. Und zweitens ging es um nichts weniger als eine der rohstoffreichsten Regionen der damals bekannten Welt: den Süden und Osten der Pyrenäenhalbinsel.<sup>18</sup> Im Anschluss an den verlorenen ersten Krieg mit Rom hatten die Karthager in Spanien seit 237 v. Chr. große Gebiete entlang des Flusses Guadalquivir unter ihre Kontrolle gebracht. Die neu gegründete Hafenstadt Carthago Nova, das moderne Cartagena, wurde schnell zu einem wichtigen Knotenpunkt für den Handel und die Erschließung der Ressourcen des Hinterlandes. Diese Entwicklung weckte offenbar auch das Interesse römischer Händler und Senatoren, bezeugt sowohl durch Importe italischer Keramik als auch durch entsprechende diplomatische Kontakte zwischen Rom und Karthago.<sup>19</sup> Polybios überliefert einen undatierten Vertrag aus dem 3. Jh. v. Chr., der es den Römern untersagte, jenseits einer Stadt namens „Mastia Tarseiou“, möglicherweise dem späteren Carthago Nova, zu plündern, zu handeln oder eine Siedlung zu gründen. Weitere römische Gesandtschaften sind für die Jahre 231 v. Chr. und 226/225 v. Chr. belegt. Für beide Verhandlungspartner scheint es in all diesen Fällen das vordringlichste Ziel gewesen zu sein, die jeweiligen Einflussbereiche auf der Iberischen Halbinsel klar zu definieren. Insbesondere die Ostküste stand dabei im Zentrum des Interesses. Karthago trachtete danach, sein Territorium entlang der Küste weiter nach Norden auszudehnen, Rom hingegen sah genau dort offenbar die Möglichkeit, ähnlich wie in Illyrien, die eigene Stellung zumindest durch indirekte Kontrolle weiter auszubauen.<sup>20</sup>

Dieser Konflikt um die spanische Ostküste führte schließlich im Jahr 218 v. Chr. zum Kriegsausbruch. Anlass war der Widerstand der Küstenstadt Sagunt gegen die Karthager. Eine römische Gesandtschaft reklamierte, dass es sich bei Sagunt um eine mit Rom verbündete Gemeinde handle; die Karthager ignorierten dieses Einschreiten und eroberten die Stadt nach mehrmonatiger Belagerung, worauf die römische Kriegserklärung folgte. Trotz Hannibals berühmtem Alpenübergang und dem anschließenden Feldzug in Italien, einschließlich der vernichtenden Siege über Rom am Trasimenischen

See und bei Cannae, blieb Spanien ein maßgeblicher Brennpunkt des Zweiten Punischen Krieges. Was als regionaler Grenzkonflikt an der spanischen Ostküste begonnen hatte, wurde auf diese Weise zu einem Existenzkampf zweier Großmächte, der beinahe den gesamten westlichen Mittelmeerraum und insbesondere die Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel mit Krieg überzog.

Bereits kurz nach Ausbruch der Feindseligkeiten war ein römisches Heer in das nördliche Spanien entsandt worden, wo die alte griechisch-iberische Handelsstadt Emporion als Basis für die weiteren Operationen gegen den karthagischen Herrschaftsbereich ausgebaut wurde. Trotz mehrerer Rückschläge gelang den Römern unter Führung des Publius Cornelius Scipio, der später den Beinamen Africanus erhalten sollte, tatsächlich im Jahr 209 v. Chr. die Eroberung von Carthago Nova. Drei Jahre später räumten die Karthager ihre spanischen Besitzungen, und auch Hannibal, der aus seinen enormen militärischen Erfolgen der Jahre 217–216 v. Chr. kein langfristiges Kapital schlagen konnte, wurde aus Italien zum Schutz seiner Heimatstadt nach Nordafrika abberufen. Zusätzlich zu den Erfolgen in Spanien gewann der Konsul Marcus Claudius Marcellus durch die blutige Eroberung von Syrakus und die damit verbundene Vernichtung des syrakusanischen Königshauses im Jahr 212 v. Chr. die Kontrolle über die gesamte Insel. Auch in Süditalien stellte Rom mit betonter Härte seine Vormachtstellung über jene samnitischen und griechischen Städte in Süditalien wieder her, die mit den Karthagern gemeinsame Sache gemacht hatten. Die strategische Lage hatte sich damit entscheidend zugunsten der Römer gewendet. Im Jahr 202 v. Chr. stand Scipio mit einem Heer in Nordafrika und brachte den Truppen Hannibals bei Zama die entscheidende Niederlage bei. Im folgenden Jahr nahm Karthago die von Rom diktierten Friedensbedingungen an, die nicht nur die Auslieferung der karthagischen Kriegsflotte und die Zahlung von 10.000 Talenten Silber, sondern auch den Verlust aller Gebiete in Spanien beinhalteten. Auf diese Weise hatte Rom mit dem Ende des 3. Jh.s v. Chr. die Vorherrschaft über den westlichen Mittelmeerraum gewonnen.<sup>21</sup>

Angesichts dieses für die römische Seite enorm erfolgreichen Endes überzeugt das in Rückschau gefällte Urteil des Polybios, demzufolge der Zweite Punische Krieg der entscheidende Impuls für Roms Aufstieg zur Beherrscherin der damals bekannten Welt gewesen sei. Doch zugleich darf nicht übersehen werden, dass die römische Republik in diesem Konflikt auch eine Reihe veritabler militärischer Katastrophen hinnehmen musste. Insbesondere die Verluste der Schlacht von Cannae lagen in einer Größenordnung, auf die selbst spätere Generationen noch mit Schauern reagierten. Die Republik konnte solche Rückschläge nur überstehen, da sie sich auf ihr System der Mobilisierung aller männlichen Vollbürger sowie der Waffenhilfe durch die italischen Bundesgenossen stützte. Dieses System ermöglichte es dem römischen Senat, Jahr für Jahr eine Zahl von Soldaten ins Feld zu führen, die jenseits der Rekrutierungskapazitäten der meisten seiner Gegner lag.<sup>22</sup> Das trifft auch auf die ebenfalls seit dem späten 3. Jh. v. Chr. beginnenden Auseinandersetzungen mit dem hellenistischen Osten zu. Den unmittelbaren Anlass dafür bot die römische Präsenz östlich der Adria im Anschluss an den Zweiten Illyrischen Krieg.<sup>23</sup>

Ähnlich wie die spanische Ostküste im Konflikt mit Karthago entwickelte sich auch das illyrische Küstenland schnell zum umkämpften Grenzgebiet, das sowohl vom römischen Senat als auch von dem makedonischen König Philipp V. beansprucht wurde. Bereits während des Zweiten Punischen Krieges kam es im Jahr 212 v. Chr. zum Ausbruch direkter Feindseligkeiten. Unter dem Eindruck der noch immer in Italien stehenden karthagischen Armee Hannibals verhielt sich Rom vergleichsweise passiv, und der im Jahr 205 v. Chr. vollzogene Friedensschluss brachte keiner Seite maßgebliche Gewinne oder Vorteile. Dennoch stellte der sogenannte Erste Makedonische Krieg in diplomatischer und geostrategischer Hinsicht einen Erfolg für Rom dar. Ein Bündnis mit dem westkleinasiatischen Königreich von Pergamon sicherte den Römern nämlich nicht nur die Seeherrschaft in der Adria und in der Ägäis, sondern sollte sich auch in den folgenden Jahrzehnten bezahlt machen. Diese waren in erster Linie nicht von zielgerichtetem römischem Imperialismus, sondern von einer plötzlichen und dramatischen Veränderung im Kräftegleichgewicht der hellenistischen Königreiche geprägt.<sup>24</sup>

### **Krieg mit Makedonen und Seleukiden**

Der überraschende Tod des ägyptischen Königs Ptolemaios IV. im Jahr 204 v. Chr. hatte nämlich eine Krise von äußerster Tragweite ausgelöst: Sein Sohn und Nachfolger, Ptolemaios V., ein Kind von sechs Jahren, sollte die Herrschaft über ein Land antreten, das seit drei Jahren von Aufständen und Kämpfen der ägyptischen Bevölkerung gegen die griechisch-makedonische Oberschicht zerrissen wurde. Die Quelle der ptolemäischen Macht lag traditionellerweise im Reichtum Ägyptens. Gestützt auf ein hoch entwickeltes Abgabensystem und eine gut organisierte Landwirtschaft unterhielten die Ptolemäer die größte Flotte im östlichen Mittelmeerraum, und ihre Armee konnte sich sogar mit jener des flächenmäßig überlegenen Seleukidenreiches messen. Durch die instabile Situation nach dem Tod von Ptolemaios IV. war es Ägypten allerdings nicht mehr möglich, diese militärische Stärke auch weiterhin aufrechtzuerhalten. Hatten zuvor mit den Antigoniden in Makedonien, den Seleukiden im Nahen Osten und den Ptolemäern in Ägypten drei große Reiche das östliche Mittelmeer dominiert, kam es nun folglich zu einem plötzlichen Machtvakuum. Ein ursprünglich beschränkter Bürgerkrieg weitete sich deshalb schnell zu einem internationalen Konflikt aus, der insbesondere die Herrscher der anderen beiden hellenistischen Großreiche, den Makedonenkönig Philipp V. und den Seleukiden Antiochos III., auf den Plan rief. Die Könige schlossen ein Bündnis, um dem zerfallenden Ptolemäerreich den Todesstoß zu versetzen. Mehrere östliche Stadtstaaten und Königreiche sahen in diesem Pakt zu Recht eine akute Bedrohung und handelten entsprechend. Im Herbst des Jahres 201 v. Chr. trafen Gesandtschaften aus Pergamon und Rhodos in jener Stadt ein, die seit Kurzem die unbestrittene Vormachtstellung im zentralen Mittelmeerraum innehatte: in Rom.<sup>25</sup>

Obwohl der Vorschlag einer präventiven Kriegserklärung zunächst von der römischen Volksversammlung abgelehnt wurde, setzten sich schließlich doch diejenigen Stimmen durch, die auf den nur wenige Jahre zurückliegenden Versuch des makedonischen Königs hinwiesen, die römischen Gebiete in Illyrien zu erobern. In der Folge stellte der Senat

ein Ultimatum: Philipp dürfe keine griechische Stadt und keinen griechischen Städtebund angreifen und müsse seine Aggression gegen das Ptolemäerreich einstellen. Außerdem habe er sich aufgrund der bereits angefallenen Kriegshandlungen gegen König Attalos von Pergamon und gegen Rhodos vor einem Schiedsgericht zu verantworten. Sollte Philipp diese Bedingungen nicht annehmen, würde ihm Rom den Krieg erklären. Die Formulierung kann als eindrucksvolles Zeugnis für das römische Selbstbewusstsein im Anschluss an die Siege im westlichen Mittelmeerraum gelten. Im Frühjahr 200 v. Chr. entsandte der Senat eine Delegation in den Osten, um den Inhalt des Ultimatus nicht nur an Philipp, sondern auch an die griechischen Stadtstaaten und andere potenzielle Verbündete zu übermitteln.<sup>26</sup>

Die Reaktion des makedonischen Königs war vorhersehbar: Er lehnte die Forderungen ab; daraufhin setzte ein römisches Heer über die Adria und landete in der illyrischen Stadt Apollonia. Im schwierigen Gelände von Westgriechenland konnte zunächst keine der beiden Kriegsparteien einen signifikanten Vorteil erringen. Erst im Jahr 198 v. Chr. gelang es schließlich dem römischen Feldherrn Titus Quinctius Flamininus, aus dem westgriechischen Bergland nach Osten auszubrechen. Im Jahr darauf brachte er Philipp in der Schlacht von Kynoskephalai eine schwere Niederlage bei. Im Zuge des folgenden Friedensschlusses war der makedonische König gezwungen, die von ihm eroberten griechischen Städte wieder freizugeben und Kriegsentschädigungen in Höhe von 1.000 Talenten Silber an Rom zu zahlen. Außerdem verlor Makedonien den größten Teil seiner Kriegsflotte. Im Jahr 196 v. Chr. proklamierte Flamininus, der siegreiche Feldherr der neuen Hegemonialmacht, bei den Isthmischen Spielen in Korinth die Freiheit aller Griechenstädte und wurde dafür mit Ehrungen überhäuft.<sup>27</sup> Auch ohne große Gebietsgewinne war Rom durch diesen Sieg innerhalb kürzester Zeit zur mediterranen Supermacht geworden.

Durch das Auseinanderbrechen des Ptolemäerreiches und die Niederlage Philipps gegen die Römer hatte sich die geostrategische Lage grundlegend verändert. In den Brennpunkt rückten nun Kleinasien, Griechenland und die Inseln in der Ägäis, und zwar insbesondere die ehemaligen ptolemäischen und makedonischen Gebiete. Für das Seleukidenreich unter seinem König Antiochos III. bot sich hier eine verlockende Gelegenheit: Man konnte die von Rom seit der Erklärung des Flamininus beanspruchte Rolle als Befreier der griechischen Städte übernehmen und gleichzeitig die seleukidische Macht über die Ägäis bis auf das griechische Festland ausdehnen. Nicht weniger aggressiv war der römische Standpunkt, wenngleich der Senat weiterhin eher auf das Ausüben indirekter Kontrolle als auf endgültige Eroberung setzte. Dementsprechend verschlechterten sich die Beziehungen zwischen Antiochos und Rom seit dem Ende des Zweiten Makedonischen Krieges zusehends. Die Eskalation wurde allerdings durch die Politik einiger Mittelmächte noch in maßgeblicher Weise beschleunigt: So betrieb der aus Städten in Zentralgriechenland bestehende Ätolische Bund seit dem Winter des Jahres 193 v. Chr. den aktiven Versuch, Antiochos zum Übersetzen nach Griechenland und zum Kampf gegen die Römer zu bewegen. Karthagische Gesandte wiederum hatten den römischen Senat darüber in Kenntnis gesetzt, dass der in Karthago in Ungnade gefallene

und mittlerweile im Dienst des Antiochos stehende Hannibal versuche, in seiner Heimatstadt einen Umsturz herbeizuführen. Von römischer Seite reagierte man auf diese beunruhigenden Entwicklungen einerseits mit einer erneuten diplomatischen Mission, bei der es vor allem darum ging, die tatsächliche Lage in Griechenland und Kleinasien abzuschätzen; andererseits wurden im Jahr 192 v. Chr. alle Vorkehrungen für einen unmittelbar bevorstehenden Kriegsausbruch getroffen, und nur vier Jahre nach der Auseinandersetzung mit Makedonien lief die römische Kriegsmaschine wieder unter Hochdruck.<sup>28</sup>

Den unmittelbaren Anlass zum Beginn der Kampfhandlungen boten die innergriechischen Rivalitäten. Die aggressive Politik des Ätolischen Bundes hatte binnen kurzer Zeit die gesamte Region destabilisiert. Diese unsichere Gemengelage barg ein unkalkulierbares Risiko, da weder Rom noch das Seleukidenreich gewillt waren, ihren Einfluss auf dem griechischen Festland zu reduzieren. Antiochos ergriff schließlich die Initiative und setzte mit seinem Heer nach Demetrias in Thessalien über; im Gegenzug ging eine römische Armee in Illyrien an Land, und massive Verstärkungen wurden in Italien bereitgestellt. Nach schweren Kämpfen in West- und Mittelgriechenland zog sich Antiochos wieder nach Kleinasien zurück. Mit Unterstützung von Pergamon und Rhodos versuchte daraufhin die römische Flotte, die Seeherrschaft in der Ägäis zu erringen, um dem römischen Landheer den Weg an die kleinasiatische Westküste zu öffnen. Im Sommer des Jahres 190 v. Chr. gelang schließlich dem Prätor Lucius Aemilius Regillus in der für Rom siegreichen Seeschlacht bei Myonessos der entscheidende Durchbruch. Danach vernichtete der Konsul Lucius Cornelius Scipio, unterstützt von seinem berühmten Bruder Publius, dem Sieger gegen Hannibal, die von Antiochos persönlich geführte seleukidische Armee bei Magnesia.<sup>29</sup>

Im Anschluss an die desaströse Niederlage bat Antiochos um einen Waffenstillstand und entsandte einen seiner engsten Vertrauten zu Friedensverhandlungen nach Rom. Währenddessen führte Gnaeus Manlius Vulso, der Konsul des Jahres 189 v. Chr., einen erfolgreichen Vernichtungsfeldzug gegen die keltischstämmigen Galater. Diese waren ursprünglich im frühen 3. Jh. v. Chr. von dem bithynischen König Nikomedes I. als Söldner ins Land geholt und in Zentralanatolien angesiedelt worden. In der bergigen, unwegsamen Region war allerdings die Kontrolle über die kriegserprobten Galater schon bald verloren gegangen. Sie terrorisierten die angrenzenden kleinasiatischen Königreiche und Städte immer wieder durch Plünderungszüge und kämpften schließlich an der Seite des Antiochos gegen Rom. Die Strafexpedition des Manlius Vulso zeigte mit aller Deutlichkeit und Härte, dass dies die falsche Entscheidung gewesen war. Gleichzeitig diente sie aber auch als klares Signal an die kleinasiatischen Königreiche und Stadtstaaten, dass die römische Hegemonie nun auch östlich der Ägäis angekommen war.<sup>30</sup>

Das wurde durch den im folgenden Jahr geschlossenen Frieden von Apameia in nachdrücklicher Weise unterstrichen: Das Seleukidenreich verlor alle Gebiete in Kleinasien, die westlich des Taurus-Gebirges lagen, wovon insbesondere die römischen Verbündeten Pergamon und Rhodos profitierten. Zudem war Antiochos gezwungen, eine Summe von insgesamt 15.000 Talenten als Kriegsschädigung zu zahlen, das Fünfzehnfache

der Philipp V. nach dem Zweiten Makedonischen Krieg auferlegten Summe und sogar noch höher als der von Karthago nach dem Zweiten Punischen Krieg verlangte Betrag. Der König musste außerdem sein Heer reduzieren und große Teile seiner Flotte an die Sieger übergeben. Künftige militärische Aktionen in der Ägäis oder auf dem europäischen Festland wurden ihm vom Senat gänzlich verboten. Die im Anschluss an den Tod Alexanders des Großen im Jahr 323 v. Chr. entstandene Ordnung der großen hellenistischen Königreiche im östlichen Mittelmeerraum war damit zerschlagen. Die neue unbestrittene und einzige Großmacht hieß nun Rom.<sup>31</sup>

### Spanien und Gallien

Im Westen der Mittelmeerwelt herrschten ganz andere Verhältnisse. Nicht zuletzt bedingt durch die starke geographische Gliederung der Iberischen Halbinsel hatten sich für Rom hier bereits mit dem Ende des Zweiten Punischen Krieges nebeneinander mehrere Einflusszonen herausgebildet. Die spanische Mittelmeerküste stand im Osten und Süden seit dem Sieg über Karthago unter unmittelbarer römischer Kontrolle. Dasselbe traf für das Tal des Guadalquivir zu, der in der Sierra de Cazorla entspringt und unweit von Cádiz in den Atlantik mündet. Wurden die spanische Südküste und ihr Hinterland klar vom ostwestlichen Verlauf des Guadalquivir dominiert, so fehlte eine vergleichbar günstige Erschließungsachse entlang der Ostküste etwa ab der Höhe von Carthago Nova. Hohe Gebirgszüge schlossen hier die Küstenzone, abgesehen von wenigen Stellen, gegen das Hochland der Submeseta Meridional und der weiter westlich liegenden Sierra Morena ab. Erst das Flusstal des von Nordwesten nach Südosten und annähernd parallel zum Gebirgszug der Pyrenäen verlaufenden Ebro ermöglichte südlich der Stadt Tarraco wieder eine tiefere Durchdringung des Binnenlandes.<sup>32</sup>

Nach diesen Gegebenheiten richtete sich seit 197 v. Chr. auch die römische Kommando- und Verwaltungsstruktur. Zunächst war die Teilung in zwei Provinzen vorgesehen: Hispania Citerior im Norden und Hispania Ulterior im Süden. Ein vergleichsweise schmaler Küstenstreifen diente der Verbindung zwischen den beiden Gebieten. In einer Reihe von Kriegen gegen die hier ansässigen keltiberischen Stämme dehnten die Statthalter die Grenzen der beiden spanischen Provinzen sukzessive nach Westen und Norden hin aus. Die Wichtigkeit dieser Kriegszüge wurde dadurch unterstrichen, dass im Zweijahresrhythmus jeweils ein ehemaliger Konsul oder Prätor die militärischen und administrativen Belange von Hispania Citerior und Ulterior übernahm. Bis in die Siebzigerjahre des 2. Jh.s v. Chr. waren die Prokonsuln und -prätores bis auf wenige Ausnahmen beinahe jährlich in Feldzüge gegen verschiedene Stämme und deren befestigte Hauptorte verwickelt. Allein aus der Zeit zwischen 195 und 175 v. Chr. sind acht Triumphe überliefert, die aufgrund von Siegen in Spanien gefeiert wurden und große Mengen an Beute nach Rom brachten, allen voran die 10.000 Pfund Silber und 5.000 Pfund Gold, die der Proprätor Appius Claudius Centho im Jahr 174 v. Chr. in seiner *ovatio* über die Keltiberer mit sich führte.<sup>33</sup>

Im Zentrum der saisonal betriebenen Feldzüge standen einerseits die Plünderung und Verwüstung ganzer Landstriche, andererseits die gezielte Eroberung der befestigten

Hauptorte (*oppida*) der einheimischen Bevölkerung.<sup>34</sup> Erst in jüngster Zeit lässt sich durch archäologische Untersuchungen besser abschätzen, was diese aus den Schriftquellen bekannte Strategie für die betroffenen Gemeinden bedeutete. Ein frühes Beispiel bietet das *oppidum* von Castellet de Banyoles am Unterlauf des Ebro im heutigen Katalonien. Die Existenz dieser stark befestigten Siedlung fand zu Beginn des 2. Jh.s v. Chr. ein gewaltsames Ende: Waffenfunde, vergrabene Wertsachen, eingestürzte Gebäude und Spuren von Bränden deuten auf schwere Kampfhandlungen innerhalb des Ortes und somit auf das dramatische Ende einer Belagerung hin. Katapultgeschosse, die von außerhalb in die Siedlung geschleudert worden waren, machen deutlich, dass es sich bei den Angreifern um römische Soldaten gehandelt haben muss. Auch Spuren eines entsprechenden Truppenlagers konnten nachgewiesen werden.<sup>35</sup>

Noch deutlichere Hinweise auf die Brutalität des römischen Vorgehens ergaben die Ausgrabungen in der Höhensiedlung von Cerro de la Cruz bei Almedinilla in Andalusien. Dieser Ort wurde in den Jahren zwischen 150 und 130 v. Chr. zerstört, möglicherweise im Zusammenhang mit dem Feldzug, den der Prokonsul Quintus Fabius Maximus Servilianus im Jahr 140 v. Chr. gegen mehrere keltiberische *oppida* führte. In den Straßen von Cerro de la Cruz stießen die Ausgräber auf die Skelette der massakrierten Einwohner. Tiefe Spuren von Schwerthieben, die sowohl vor als auch nach dem Tod zugefügt wurden, zeigen, dass diese Menschen nicht nur getötet, sondern teilweise regelrecht in Stücke gehackt worden waren. Danach hatte man die Leichen unbestattet in der zerstörten und offenbar entvölkerten Siedlung zurückgelassen.<sup>36</sup> Der archäologische Befund deckt sich mit dem Bericht des Zeitgenossen Polybios über die übliche römische Vorgehensweise bei der Eroberung feindlicher Städte. Es sei „der römische Brauch“ gewesen, zunächst alle Stadtbewohner zu töten und nicht eher mit dem Plündern zu beginnen, bevor nicht ein entsprechendes Signal gegeben worden sei: „Sie tun dies, so denke ich, um Schrecken zu verbreiten, sodass man in Städten, die von den Römern erobert worden sind, oft nicht nur die Leichen von Menschen antrifft, sondern auch zerstückelte Hunde und die abgetrennten Gliedmaßen anderer Tiere [...]“<sup>37</sup> Solche Vernichtungsaktionen standen, so wird aus den historischen Berichten und den archäologischen Befunden deutlich, auch im Spanien des 2. Jh.s v. Chr. an der Tagesordnung. Nur besonders hinterhältige Massaker, wie etwa jenes, das der Proprätor Servius Sulpicius Galba im Jahr 150 v. Chr. an bereits entwaffneten lusitanischen Kriegerern und ihren Frauen und Kindern anrichten ließ, fanden die Missbilligung der römischen Öffentlichkeit.<sup>38</sup>

Doch nicht nur die aggressive Form der ständigen Kriegsführung an nicht eindeutig definierten Fronten war typisch für das spanische Grenzgebiet, sondern auch die gezielte Erschließung der neu eroberten Gebiete. Neben der Errichtung von Straßen und Häfen ist hier vor allem die Ausbeutung der spanischen Bodenschätze von Bedeutung. Literarische und archäologische Quellen zeigen, dass sie von Rom bereits früh und in großem Maßstab betrieben wurde. Naturwissenschaftliche Untersuchungen unterstützen dieses Bild: So haben sich ab etwa 150 v. Chr. signifikante Mengen an Bleirückständen in der grönländischen Eisdecke angesammelt, von denen bemerkenswerte 70 % den Silberla-